Dichter und Publikum in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts,

dargestellt an der

Geschichte der Vorrede.

Inaugural - Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

der Philosophischen Fakultät

der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M.

vorgelegt von

Hermann Riefstahl
aus Neu-Isenburg b. Ffm.

Limburg a. d. Lahn
Druck der Limburger Vereinsdruckerei G. m. b. H.
1934

Dichter und Publikum in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts,

dargestellt an der

Geschichte der Vorrede.

Inaugural - Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

der Philosophischen Fakultät

der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M.

vorgelegt von

Hermann Riefstahl
aus Neu-Isenburg b. Ffm.

Limburg a. d. Lahn
Druck der Limburger Vereinsdruckerei G. m. b. H.
1934

Referent: Professor Dr. F. Schultz

Korreferent: Professor Dr. J. Schwietering

Tag der mündlichen Prüfung: 1. März 1934

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Inhalt.

Seite

I. Der Brauch von Widmung, Widmungsschreiben und Vorrede bei den Dichtern der ersten Hälfte des 18. Jahrh. . . . 5

II. 7
1. Die Hofpoeten
2. Die gelehrt-höfischen Dichter
a) Sinn der Widmung
b) Widmungsschreiben oder -gedicht

III. Die bürgerlichen Gelegenheitsdichter . . 13
1. Art der Dichtung und Stand der Dichter
2. Dichtung auf Bestellung und Bezahlung
3. Widmung
4. Vorrede: Selbstverkleinerung
5. Verwahrungen
6. Stellung zur Kritik
7. Die Würde des Dichters

IV. Die Satiriker (Reuter — Schnabel — Liscow) . . . 24

V. Die direkte Satire gegen die Widmung an Adlige und gegen die Selbsterniedrigung der Dichter 30
1. Epigramm von Corvinus
2. Rabener, „Hinkmars von Repkow Noten ohne Text"
3. „Antons Panßa von Mancha Zueignungsschrift an des großen Sancho Panßa großen Esel"

VI. Die bürgerlichen Dichter des 4. und 5. Jahrzehnts . 33
1. Widmung an Kenner
2. Auffassung vom Publikum
3. Aufforderung an das Publikum zur Beurteilung
4. Auffassung von der Kritik
5. Sinn der Vorrede: Vorbereitung der Urteilsbildung beim Leser
6. Die Würde des Dichters. Abwendung von der Gelegenheitspoesie

VII. Lessing 47

VIII. Die Herausgeber 50
1. Herausgeber der Hofpoeten
2. der gelehrt-höfischen Dichter
3. der bürgerlichen Dichter
4. Lob der Landschaft — Lob Deutschlands
5. Lessing als Herausgeber

IX. Das Verhältnis von Vorrede und Publikum . . . 58
1. Die Dichter über das erwartete Publikum
2. Zweck der Dichtung: delectare — prodesse
3. Dichtungsgattung und Publikum
4. Goethe über die Vorrede 63
5. Dichter und Gemeinschaft

X. Alphabetisches Verzeichnis der durchgesehenen Vorreden . 67

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41547409_0046

I.

In dem Zeitraum von etwa 1680 bis 1750 ist es stehender Gebrauch, der Veröffentlichung einer Dichtung oder Sammlung von Gedichten eine Widmung, ein Widmungsschreiben (genannt „Zuschrift") und eine Vorrede (auch „Vorbericht") voranzuschicken. Diese literarischen Gebilde sind in dieser Zeit sehr ausgeprägt; sie treten, voneinander und von der Dichtung getrennt, als äußerlich selbständige Teile auf, während sie im Altertum und Mittelalter, wenn überhaupt vorhanden, gewöhnlich miteinander und mit der Dichtung aufs engste verbunden sind. Die Herkunft dieser Gepflogenheit ist noch nicht untersucht und ihre Entwicklung noch nicht im Zusammenhang dargestellt.[1])

Die Abgrenzung des zu betrachtenden Zeitraums wird gerechtfertigt durch die Tatsache, daß sowohl an seinem Beginn wie an seinem Ende eine Gruppe von Dichtern auftritt, die keine Vorreden schreiben: die Hofpoeten und die Stürmer und Dränger (selbstverständlich mit Ausnahmen; siehe die Zitate aus Goethe S. 63).

Die Widmung an adlige Gönner verschwindet um 1730 fast ganz, zuerst und besonders bei den bürgerlichen Dichtern der Städte; diese widmen lieber befreundeten Gelehrten oder geben diesen Brauch überhaupt auf. Die Vorrede jedoch bewahrt unverändert ihre Beliebtheit und wird sogar durch neue Inhalte erweitert.

Die Hauptgegenstände der Vorrede sind:

1. der Autor selbst,
2. das veröffentlichte Werk:
   Inhalt und Absicht,
   Quellen und Vorgänger,
   Veranlassung und Entstehung,
   Stil („Schreibart"),

[1]) Von Einzeluntersuchungen sind mir bekannt geworden: J. Schwietering, Die Demutsformel mhd. Dichter, Abhandl. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Philol.-histor. Klasse, N. F. 27, 3, Berlin 1921; R. Ritter, Die Einleitungen der altdeutschen Epen, Diss. Bonn 1908; A. E. Schoenbach, Otfridstudien, III, Z. f. d. A. 39, 369 ff.; R. Graefenhain, De more libros dedicandi apud scriptores Graecos et Romanos obvio, Diss. Marburg 1892.

3. die literarische Gattung:
   historische Entwicklung,
   theoretische Bestimmung,
4. das Publikum,
5. die Kritik,
6. Zeit und Volk.

Nicht jeder Autor behandelt in seiner Vorrede alle diese Gegenstände. Der Schwerpunkt liegt aber immer in seiner Stellung zum Publikum (außer bei den höfischen Dichtern). Der Hauptzweck ist, ein günstiges Urteil zu erreichen. Zu diesem Ziel kann man zwei Wege einschlagen: entweder den Leser um Nachsicht bitten und sich selbst erniedrigen, oder den Wert des Werkes herausstellen und das Urteil dem Publikum überlassen, in der Gewißheit, daß es urteilsfähig ist und demnach gerecht richten wird. Dies sind die beiden typischen Haltungen der Autoren in dem betrachteten Zeitraum; die erste Haltung nehmen in der Hauptsache die vom Adel begönnerten gelehrten Gelegenheitsdichter ein, die zweite Haltung die selbständigen bürgerlichen Dichter der Städte.

Häufig werden auch die Werke eines Autors von einem Freunde herausgegeben, entweder nach dem Tode des Dichters, oder um ihn in seiner Berufstätigkeit zu entlasten, oder in geistiger Gönnerschaft zu einem aufstrebenden Talent, eine Empfehlung, die heute der Verleger übernimmt, wenn er in seinem Verlagskatalog oder auf dem Schutzumschlag des Buches die Bedeutung des (vielleicht noch wenig bekannten) Dichters und den künstlerischen Wert des Werkes mit ein paar Worten herausstellt.

Die Vorrede in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelt sich so allmählich, daß fast in jedem Jahrzehnt jede Art des Brauches (Widmung und Vorrede oder nur Vorrede) und der Haltung des Autors (Selbsterniedrigung oder -bewußtheit) vorhanden ist, allerdings mitunter nur vereinzelt. Nur scheinbar lösen sich die verschiedenen Arten ab, während doch nur zu verschiedenen Zeiten die einzelnen Arten überwiegen. Die Abschnitte der Entwicklung sind weder zeitlich noch sachlich voneinander scharf abgegrenzt; nichtsdestoweniger ist die Entwicklung im ganzen vorhanden und auch greifbar. Sie mußte, um überhaupt aufgezeigt werden zu können, in einzelne Phasen zerschnitten werden, deren zeitliche Grenzen oft übergreifen, deren sachliche Verschiedenheit aber

nach Möglichkeit hervorgehoben wurde, ja für die Einteilung und Begrenzung der Abschnitte maßgebend war.

Im Schlußkapitel ist versucht worden, auch die Gründe dieser Verschiedenheiten und die Ursache der Entwicklung anzudeuten, während die Hauptaufgabe dieser Untersuchung darin besteht, zunächst einmal die Entwicklung selbst in ihren Einzelheiten darzustellen.

II.

1. Die Hofpoeten geben ihre Werke nicht selbst heraus; die Beschäftigung mit Dichtkunst ist ja nicht ihre Haupttätigkeit. Es wäre nach der Meinung des Freiherrn von Canstein in seiner Vorrede zu der von J. Lange veranstalteten Ausgabe von CANITZ' „Nebenstunden" (1700) nicht nötig, um „das Gedächtniß und den Namen des Autoris dieser Gedichte / auf die Nachwelt beyzubehalten und zu ehren . . . / solche durch den Druck derselbigen gemein zu machen / indem er durch andere wichtigere / seiner gnädigsten Herrschafft und gantzem Lande / also folglich der gemeinen Wolfahrth höchsterspriesslichen Verrichtungen und Bedienungen diesen von jederman erwünschten Zweck erreichet / wie solches der Nachruhm des Verstorbenen / welcher an allen Orten hiervon erschollen / zur genüge erweiset."

So halten sie die Produkte ihrer „Nebenstunden" nicht für der Veröffentlichung würdig. Von König teilt in seiner Canitz-Ausgabe (1727) mit, der Dichter habe „zu Ausputzung" seiner Werke „wegen seiner andern hohen Geschäffte, weder die Zeit, noch den Willen gehabt, auch in seinem Leben niemahls den Vorsatz gehegt, solche durch den Druck gemein zu machen; Vielmehr dieselben selbst gantz geringe geschätzt, und höchstverdrießlich gewesen, wann gute Freunde, denen er etwas mitgetheilet, solches allzubekannt werden lassen."

Die Dichtungen sind nicht in erster Linie für die breite Öffentlichkeit bestimmt, sondern zunächst für die festlichen Anlässe des Hofes. Derartige Dichtungen, wie etwa „Carnevals-Ergötzlichkeiten" oder dergleichen führen überhaupt keine Vorrede an die Öffentlichkeit mit sich oder nur ein Widmungsschreiben wie bei Lohensteins „Ibrahim Sultan".

Die Dichtungen der Hofpoeten werden meistens erst nach ihrem Tode herausgegeben; über die Vorrede dieser Herausgeber ist in einem späteren Abschnitt die Rede.

2. Die gelehrt-höfischen Dichter. Neben diesen eigentlichen Hofpoeten, die ein besoldetes Amt an einem großen Hof wie Berlin, Dresden oder Wien innehaben, gibt es

viele (bürgerliche und adlige) Dichter, die von Landesfürsten, meistens aber vom Landadel begönnert werden, ohne geradezu in einem festen Amt zu stehen. Auch ihre Dichtung ist zum größten Teil höfische Gelegenheitspoesie, doch dichten sie z. B. auch Romane. Zuweilen wird die Dichtung auf den Auftrag des Gönners hin unternommen: „Ich würde mich nicht unterfangen, gegenwärtige geistliche Gedichte Ihro Hoch-Reichs-Gräfl. Excellence zu überreichen, wo nicht dieselben ihre Geburt Dero genädigsten Befehle einzig und allein zu dancken hätten" (HANCKE, Geistl. . . . Ged.).

a) Sinn der Widmung.

Meistens aber wohl sucht man die Gunst des Maecens durch die Widmung der vollendeten Dichtung erst zu gewinnen.[1]) Auf das Titelblatt folgt in prunkvollem Druck ein Blatt mit der Widmung; alle Titel, Ämter und Besitztümer des Herrn werden aufgezählt und Devotionsformeln nicht gespart. Auch mehreren Gönnern zugleich kann man widmen.

Die Widmung ist eine Zier des Werkes.

„. . . bitte . . . Ew. Hochf. Dl. ich unterthänigst / dieselbe vermercken / es gnädig und im besten / wann ich die Pforte und Schwelle dieses Werckleins mit Ew. Hochf. Durchl. hohen Nahmen prächtigst beziehre" (HAPPEL, Ungar. Kriegsroman, I. Tl.). „Die Gedichte solcher Leute / die die Feder mit gleichem Ruhm in der Hand und auf dem Helme geführet / sind in weit mehrern Händen / als diejenige / so von Privat-Personen ans Licht gebracht werden. Wie aber nun geringen Leuten eine rühmliche Ambition nicht kan verdacht werden / wann sie sich um die Ehre der Bekandschafft mit Vornehmern bemühen / um dadurch ihrem niederern Stande ein Lustre beyzulegen; So wird auch meine Muse verhoffentlich eine gütige Vergebung erhalten / wann sie sich in respectueuser Soumission Ew. Hoch-Wohlgeb. vor die Augen waget" (BECCAU, Weltl. Poesien).

Die Widmung soll auch ein Schutz sein vor den Angriffen der Tadler und von vornherein eine gute Aufnahme bei der Masse der Leser sichern. Von ZIEGLERs „Banise" hat sich „in . . . Blödigkeit . . . unter die mächtigen schutz-flügel des Durchlauchtigsten Chur-Printzens zu Sachsen, . . . demüthigst begeben, und um gnädigste beschirmung wider alle pfeile der gifftigen mißgunst fußfällig geflehet". „Gegenwärtige Gemüths-Kinder . . . wollen es wagen / ans Licht zu treten. Sie sind Wayſen / und

[1]) Das empfiehlt schon Hutten (Brief an Pirkheimer, 25. 10. 1518, ed. Böcking, I, auf S. 200).

brauchen einen Ober-Vormund / und schmeicheln sich / dergleichen an Ihr. Hoch-Fürstl. Durchl. zu finden" (Herausgeber von ASSIG). Dieser selbst: „. . . werde ich unter Ew. Hoch-Fürstl. Durchl. gnädigstem Schutze alle Pfeile gewiß widerwärtiger, oder doch zum wenigsten ungleicher Urtheile, gantz sicher und frölich vorbey fliehen sehen" (Ausg. S. 155). „Wann ein Hauß-Wirth seinem Hause ein Ansehen und Versicherung für den ungebundenen Pöbel schaffen wil / so pfleget er / wann es ihm so gut werden kan / eines fürnehmen Herrn Namen oder Stamm-Wapen dafür zu hängen. Ist wol gethan / und es wird sich nicht leicht jemand rühren / ihn alsdann in sothanem Hause zu molestiren. Gleicher Gestalt / seit dem das Läster-Maul unzählich vieler Bücher-Tadeler auß seinen Schrancken geschritten / und sich nicht gescheuet / auch den besten Schrifften / wo nicht denen Autoribus einen Flecken anzuwerffen / hat man die Gewonheit nach und nach eingeführet / die herauß gegebene Sachen durch Vorsetzung eines fürnehmen Patronen Namens / gleich als durch einen Schild wider den unverschämten Anfall Gottloser und ungegründeter Censoren gleichsam zu beschützen" (HAPPEL, Ungar. Kriegsroman, 2. Tl.). Der Zweck der Widmung ist derselbe, auch wenn, wie z. B. in diesem Falle, der Adressat kein Adliger, sondern ein bürgerlicher Gelehrter ist. So auch bei STOPPE (Neue Fabeln, 2. Tl.):

„Ja wohl mir! wenn auch nur mein Dichten
Die Hälfte Deines Beyfalls sieht:
So leid ichs, daß das schärfste Richten
Mich hier und da zur Strafe zieht."

Zier und Schutz gewähren auch Lobgedichte von Freunden auf den Verfasser, die der Veröffentlichung vorangestellt werden. Der Brauch ist jedoch sehr selten, z. B. bei Ziegler (Täglicher Schauplatz), Ringwald und anscheinend veraltet: „Wenn mir an Ausbreitung meines Lobes was gelegen wäre / so würde es leicht seyn / etliche Blätter mit denen von nicht geringen Leuten zugesendeten Elogiis auszufüllen" (WENTZEL, Zypressenwald); er findet sich aber noch bei Brockes, vor dem „Ird. Vergn."

Ein gnädiger Blick des Gönners macht das schwache Werk vollkommen:

„. . . ein Durchlauchter Blick vergöttert werck und kiel,
Daß (so!) seinem wesen nach nur finsterniß verdienet"
(v. ZIEGLER, Banise).

„Diß ist die kleine Schrift / so sich zu Dero Füßen /
In tiefster Schuldigkeit gehorsamst niederlegt /

Sie lassen nur auff sie die hohe Gnade fliessen /
So sonst ihr kluger Sinn zu solchen Schrifften trägt.
Zwar könte wohl die Welt dergleichen Schrifft entbehren /

Denn ein gantz rauher Kiel vollführt den Wörter-Bau.
Doch Derer Nahmen Ruhm kan einen Glantz gewehren /
Drumb trägt diß Blätgen itzt dieselben auff die Schau.
Sie wollen diesem Blat ein holdes Blickgen geben /
Denn dieses einzge ist warumb ich mich bemüh"
(WIEDEMANN).

„Hier stellet sich ein Wald in Deinen Gräntzen ein /
Hoch-Wohlgebohrner Herr / der schlechte Stämme träget /
Die Raupen / die sich fast an ieden Baum geleget /
Benehmen ihm das Laub / und weil es an dem Schein
Des holden Himmels fehlt / so ists ein dürrer Hayn /
. . .
Und also kan er dir nicht recht gefällig seyn.
Doch wenn sich nur ein Strahl von deiner Gütte zeigt /
So wird der öde Wald / der mercklich abgenommen /
In gar geschwinder Frist zu neuen Kräften kommen"
(Chr. GRYPHIUS).

„Wird meine Dürfftigkeit nur Schlackenwerck gewehren /
So kan es Deine Huld dennoch in Gold verkehren /
So hat Dir / großer Fürst / . . .
. . . meine Wenigkeit ein Lorbeer-Blatt geweyhet /
Das nichts in sich verfaßt / als unvollkommne Sachen /
Die nur Dein Gnadenblick vollkommen weiß zu machen"
(WIRCKER).

„Es werden . . . Eur. Churfürstl. Durchl. durch Dero gnädigsten Anblick diesen Dunst zu Regenbogen / und dieses Glaß zu Diamanten machen;[2]) Ja wie des Künstlers Hand einem rauhen und erst ausgegrabenen Diamante den Glantz giebet / und dessen Güte entdecket; Also werden Eur. Churfl. Durchl. durch Dero unschätzbare Gnade dieses unvollkommene Werck zu seiner Vollkommenheit bringen" (v. ZIEGLER, Tägl. Schauplatz).

„Wagt wohl mein dreistes Saytenspiel
Bey seiner Schwäche nicht zu viel,
Wenn sichs in Deine Zimmer waget?
Findst Du sie (die Gedichte) Deines Beyfalls werth:
So werden sie für gut erklärt;
Sonst treibt mich keine Ruhmbegierde.

[2]) Der Fürst wurde vorher mit der Sonne verglichen.

Jetzt schreib ich voller Zuversicht,
Da meine Muse sich von Dir, erlauchter Gönner,
Huld, Beyfall, Schutz und Glanz verspricht:
So trit sie auch vor andre Kenner"

(REICHARD).

b) In dem Widmungsschreiben oder -gedicht wird der Gönner gepriesen; von v. ZIEGLER in seinem Widmungsgedicht vor der „Asiatischen Banise" noch würdig als mächtiger und gerechter Landesherr, der schon von einer transzendenten Macht her zum Regenten bestimmt ist,

„den das verhängniß hat zur Majestät gebohren".

Ebenso sieht LOHENSTEIN seine Aufgabe als Hofdichter sehr selbstbewußt in einem bedeutenden Zusammenhang: „So vieler Völcker frolockendem Zuruffen / erkühne / unüberwindlichster Kayser / ich mich nun auch / nicht so wohl ein würdiges Opfer / als ein unverfälschtes Kennzeichen meiner allerunterthänigsten Pflicht-Schuld beyzusetzen. Denn / wie soll ein so grosser Kayser jetzt einen ihm anständigen Redner oder Dichter finden?" „Ich überliefere Fußfällig ein Schauspiel / nicht so wohl / weil die gantze Welt einen Schauplatz / Menschen die Spielenden / ihr Leben das Spiel / der Himmel den urtheilenden Zuschauer fürstellet: als weil Ew. Kayserl. Majest. Helden Thaten in diesem grossen Schauplatze ein Beyspiel aller vollkommensten Fürsten / und ein anbethenswürdiges Vorbild der Vollkommenheit bey der Nachwelt zu seyn . . . verdienen" (Ibrahim Sultan).

Die bürgerlichen Dichter aber wünschen oft ihren adligen Mächten nur deshalb ein langes segensreiches Leben, um sich selbst noch lange seiner Gunst erfreuen zu können.

„Der Himmel lasse Sie in hohem Glücke leben /
Daß auch mein kleines Glück in Dero Wachsthum blüh"

(WIEDEMANN).

„Ew. Hochgräfl. Gnaden geruhen durch eine gnädigste Auf- und Annehmung nicht allein den Ruhm Dero obgepriesenen Humanität zu vergrössern / sondern auch zu desto eifriger Bestrebung nach einer Dero Hohen Hause hoffentlich nicht unersprießlichen Aufwartsamkeit mich mehrers anzufeuern" (WEBER).

PFEFFER bittet für sein Werk:

„Nehmts / Hoch-gebohrner Herr / in Gnaden an und auf /
Weil es ein alter Freund und Diener übergiebet.
Ich suche dadurch nichts / als die Gewogenheit /
Die ich bißher gespürt / beständig zu erhalten.
. . . . . .
Laßt / Hoch-gebohrner Herr / mir auch noch ferner zu /

Daß ich mich sicher mag auf diese Gnade gründen /
Und gönnet meinem Schiff in Eurem Hafen Ruh /
Wenn es bestürmet wird von viel contrairen Winden!
Dafür laß Euch mein Gott allzeit gesegnet seyn"
(Poet. Erquickstd., I. Tl.).

Lobeserhebung und Devotion kennen zuweilen keine Grenzen.

„Gott lasse Lynckers Hauß in Heyl und Seegen blühen /
Daß dessen Nahmens-Ruhm als Sonnen-Fackel lacht /
So lange Fische noch durch Thetis Auen ziehen /
Und Lunens Silber-Ball sich klein und grösser macht!"
(WEISSENBORN, Frühlingslust).

„Ihr. Hoch-Fürstl. Durchl. . . versichern sich / daß Ihnen mit dem allerersinnlichsten Respect die allerdevotesten Wünsche beym Anfange dieses neuen Jahres zu aller vollkommenen Seelen- und Leibes-Prosperität auffs allersubmisseste entgegen geruffen werden. Der Himmel sage hierzu Ja und Amen!" (Herausgeber von Assig).

In tiefster Ergebenheit überreicht der Dichter sein Werk, z. B. v. ZIEGLER seine „Banise".

„Hoch-Wohl-gebohrner Herr / der sich durch Mund und Schrifften
Vorlängst der Musen-Schaar zum Wunder dargestellt /
Sie lassen Dero Knecht ein kleines Denckmahl stifften /
Der Ihrer Trefflichkeit gebückt zu Fusse fällt"
(WEISSENBORN, Poet. Frühlingslust).

„. . . Deroselben . . . durch vielfältige Hohe Gnaden-Bezeugung . . . mich in eine dermassen tieffe Ergebenheit gesetzet / daß ich vorlängst begierig gewesen / Ew. Hochgräfl. Gnaden sothane meine unterthänigste propension in etwas nur erkäntlich zumachen . . . habe . . . einen Versuch thun wollen / wiefern Deroselben in Contestirung meiner unterthänigsten Devotion gefällig werden mögte" (WEBER).

„Denn was Sie an mir unverdient gethan /
Das ist ein Meer / so nirgend zu ergründen;
. . .
Womit soll ich die Hohe Gunst bezahlen?
Mit nichts / als nur mit schlechten Madrigalen:
Sie nehmen doch den Willen vor die That /
Und würdigen mich ferner ihrer Gnad" (FEINLER).

„Ich weiß wol / daß so geringfügige Wercke / wie meine ungeübte Feder zu weg bringen kan / nicht vor so Vortreffliche und mit gantz ungemeinen Verstand begabte Personen gehören; Wurde auch meine Arbeit niemals so hoch erhoben haben; wann ich nicht wüste daß die Sache selbsten (als welche ihren Ursprung aus den

Frantzösischen nimbt:) zum wenigsten in selbiger Sprache meinen Gnädigen Fräulen / Fräulen nicht unangenehm ist / und dahero billich in Hoffnung stehen kunte / es werden Dieselbigen die Unwürdigkeit des Verteutschers sich nicht abschrecken lassen . . . die stolze Hoffnung / daß . . . / sie mir / (ob ich schon gar keinen verdiene /) in Ihrer Gnad nicht den allerletzten Platz geben" (PERNAUER, Oronce und Eugenie).

III.

Die bürgerlichen Gelegenheitsdichter.

1. Die höfische Gelegenheitspoesie wird übernommen vom Bürgertum[1]) und verbindet sich hier mit der aus dem Humanismus stammenden Tradition der Gelehrten. Widmung und Vorrede erleiden dabei wichtige Umbildungen und Neuerungen, die im folgenden ausführlich gezeigt werden.

Canitz und Besser gelten weithin und noch lange als die großen Vorbilder: so für die Hamburger Dichter, deren Schaffen Weichmann sammelt (Poesie der Niedersachsen, 1. Tl.), für Hagedorn (Nebenstd.) und noch für Gottsched (Neukirch-Ausg., 1744). Aber man läßt nicht mehr gelten, „was man bisher fast an allen Orten sich eingebildet, daß nemlich der Aufenthalt bey Hofe die allerbesten Poeten mache" (WEICHMANN, Poesie der Niedersachsen, 2. Tl.), denn: „In den alten Griechischen Republiken . . . haben sich verschiedene Dichter dermassen berühmt gemacht, daß sie denen am Hofe, selbst zu ihrer Zeit und noch itzo, nicht das geringste nachgeben dürfen. Unsere Hamburgische Republik ist jenen auch hierin gleich und hat die Ehre, . . . verschiedene der besten Poeten . . . aufweisen zu können."

Die bürgerlichen, gelehrten Gelegenheitsdichter stammen hauptsächlich aus folgenden Ständen: entweder sind es Schulmänner, Gymnasialprofessoren oder -rektoren (wie J. G. Rabener, Christian Weise, Weißenborn, Wentzel) („Wie viel Schulmeister / Rectores / Conrectores und andere brave Leute sind nicht / die ihre poetische Geister in die Welt fliegen lassen? wie viel gute Schüler haben sie nicht durch ihre gründliche Anleitungen gemacht?" (HUNOLD, Theatr. . . . Ged.)), oder Universitätsprofessoren (wie Weber, Joh. Burchart Menke), oder Geistliche (Suschke, Feinler), oder schließlich Kaufleute, Handelsherren und selbständige Bürger in den großen Städten, besonders in Hamburg (v. Botel, Beccau, Hunold u. a.).

[1]) G. Müller, Dtsche. Dichtung v. d. Ren. bis zum Ausgang d. Barock, im Handbuch d. Lit.-Wiss., S. 202; Höfische Kultur der Barockzeit, Halle 1929, S. 106.

2. Diese Dichter verfertigen Gelegenheitspoesien zur Feier von Hochzeiten und Begräbnissen, oft wohl gar bestellte und bezahlte Arbeit, die zudem, wenn der Termin drängt, übereilt fertiggestellt wird: „Bey den Begräbniß-Gedichten ist zu erinnern / daß selbige mehrentheils in weniger Zeit / und unter viel andern Geschäfften verfertiget worden. Wer die Gewonheit unsers Ortes weiß / wo die Leute oft zu ungelegner Zeit / und ohne Annehmung einiger Entschuldigung / umb derogleichen Dienstleistung angesprochen werden / kan leicht glauben / daß ich die Warheit schreibe" (Chr. GRYPHIUS). „Ich nenne diese Blätter unzeitige und übereilte Geburten / theils / weil es entweder die / so meine schlechte Arbeit begehret / oder ich selbsten / (da ich offtmahls des Schreibens überdrüßig worden) es biß auf die letzte Stunde ankommen lassen; theils weil es unmöglich gewesen / bey einer eintzigen und sonderbahren Avanture, welche nicht selten mit 12. und wohl mehr Erfindungen bedient seyn wollen / alles / ja auch nur etwas nach Verdienst auszuführen" (WENTZEL, Lorbeerhain). „Die Leichen Gedichte sind mehrentheils auf Begehren guter Freunde gemacht / auch guten Theils für gute Freunde und unter fremdem Namen. Weßwegen unter denselben ein großer Unterschied wird zu finden seyn. Weil der Poët sich nach den Begräbnissen / und nicht die Begräbnisse sich nach dem Poëten richten müssen. Da muß man offt schreiben / man mag seccessum & otia, Zeit und Einfälle haben oder nicht" (ESSMARCH, Sion).

Ueber den Brauch der Hochzeits-Carmina belehrt eine Szene aus dem 4. Kap. von Reuters „Schelmuffsky" (1696).

Studenten verschaffen sich durch die Gelegenheitspoesie ein Nebenverdienst. WEISSENBORN hat viele Gelegenheitsgedichte zur Zeit seiner „Academischen Jahre elaboriren müssen" (Poet. Frühlingslust). PFEFFER empfiehlt: „Wer . . . Zuneigung / . . . Geschicklichkeit und Fähigkeit zur Poesie bey sich spüret / dem ist nicht vor übel zu halten / wenn er bißweilen ein Stündgen zum Verß-machen anwendet und dieses Confect zu andern Speisen / die ihm Safft und Krafft geben / setzet", da „ein Schüler oder Studiosus offt / ja täglich Gelegenheit hat / durch ein Carmen bey diesen oder jenen sich zu recommendiren und die Affection eines Patroni zuwege zu bringen / welche zu seiner künfftigen Beförderung einen grossen Beytrag thun kan" (Poet. Erquickstd., I. Tl.).

3. Diese Poeten w i d m e n zwar oft noch Adligen; wenn sie aber unabhängig sind, einen festen Beruf oder ein Amt haben, dann lieber Bürgerlichen, befreundeten Gelehrten, an-

gesehenen Kaufleuten, Ratsherren, auch städtischen Körperschaften. Die äußere Form der Widmung bleibt genau so prunkvoll, nur heißt es statt „Ew. Hochwohlgeboren" „Eur. Hochweisheit".

Im Widmungsschreiben fürchten die Autoren, den Adressaten zu schmeicheln und beteuern deshalb, nachdem sie den Gönner gepriesen haben, seine Verdienste lägen so offen am Tage, daß sie Schmeicheleien unmöglich machten. Man will nur seine Ehrerbietung bezeugen.

„Die Absicht derjenigen / so heute zu Tag ihre Schrifften an große Patronos dediciren / gehet theils dahin / daß sie dardurch ihr zeitliches Interesse suchen / worzu sie öffters das Mittel ungereimter Schmeicheleyen am dienlichsten zu seyn erachten: Andere hingegen haben den einzigen Haubtzweck / ihre ergebenste, devotion gegen ihre Patronos der ganzen Welt vor die Augen zu legen" (RIEDERER). „Wenn ich Dero . . . Fürstliche Tugenden nach einander loben wolte / könnte ich es ohne Schmeicheley ; nicht aber ohne Unvollkommenheit verrichten / und würde ich Dero Ohren nur beleidigen. Denn dieses ist das Kennzeichen der grösten Tugend seine wahrhaffte Tugend nicht rühmen hören mögen. . . . Es ist zwar nur ein papiernes Geschencke / wird aber auch nicht aus der niederträchtigen Absicht überreichet / güldene heraus zu locken" (BECCAU, Geistl. Ged.), „Ich hätte hier gar viel zu sagen, wofern ich nicht wüste, daß Ihro Hoch-Reichs-Gräfl. Excellenz Dero eigene, ob gleich wahrhaffte Lobs-Erhebung, aus zarter Bescheidenheit nicht vertragen können" (HANCKE, Geistl. u. mor. Ged.).

4. In der Vorrede verkleinert man seine Dichtungen als unreife Erstlingswerke. „Weil ich nun meine Fehler selbst bekenne / wirstu nicht meinen / geneigter Leser / daß ich mir mit diesem Büchlein und Erstlingen meiner teutschen Reimen / ein Lob erwerben wolle : sondern vielmehr . . . alles was nicht gefallen mag / entweder gütig vertragen / oder verbessern" (Unglücksel. Hirt). „Unter den geistlichen Gedichten sind etliche anzutreffen / die ich in blühender Jugend geschrieben / dannenhero sie nicht allemal nach den Grund-Sätzen eingerichtet sind / die mir nachmals die Ubung und ein reiferes Urtheil vorgeschrieben" (Chr. GRYPHIUS). „Wann es . . . bey mir . . . gestanden hätte / so würden diese unzeitige und übereilte Hirn-Geburten / so meistens in meinen Akademischen Jahren zu Jena an das Licht kommen / deinen Augen nicht beschwerlich seyn" (WENTZEL, Zypressenwald). „Es sind und bleiben die meisten (Gedichte) nichts anders / als unzeitige Geburthen / und ich habe mich ihrer / als un-

glücklicher Vater / billich zu schämen. Zumal finde ich welche / so im Anfange meiner noch wenig ausgeübten Paesie ans Licht kommen / diese werden weder mit esprit, noch verlangter Tendresse sich viel Verwunderung zu wege bringen" (Wentzel, Lorbeerhain). „. . . was die Reime . . . betrifft / so hab ich . . . viele davon bey müßigen Stunden zu meiner eignen Lust / wie sie mir das erstemal in den Sinn gekommen und zwar bey solchen Alter hingeschrieben / welches noch von keinen geschickten Gedancken wissen kan . . . deswegen hoffe / ein geneigter Leser werde meine Unvollkommenheit desto eher entschuldigen / zumahlen da ich im geringsten nicht den Namen eines Poetens . . . zu erwerben verlange" (WIRCKER). „Tugendhaffter Leser / ich wünschte / daß viele meiner Schrifften in ihrer ersten Gebuhrt erstickt wären . . . so sind meine Kleinigkeiten viel zu zeitig an das Licht kommen . . . Meine Feder hatte einige Worte in ihrem Vermögen: so meinte sie schon zu fliegen. Ich war jung; von Tugenden besaß ich nichts / und von Wissenschaften hatte ich wenige Kenntniß / und gleichwohl wolte ich hoch hinaus . . . Meine Fehler bekenne ich / und bitte solche hertzlich ab" (HUNOLD, Akad. Nebenstd.). „. . . Diese . . . Gedichte, . . . weil ich mich meiner Schwäche am besten bewust bin, auf das Lob der Meisterstücke gar nicht Anspruch machen, denn sie sind alle vor meinem dreißigsten Jahre aufgesetzt worden" (REICHARD).

Man treibt seinen Spott mit seinen Produktionen als etwas ganz Wertlosem.

„Ich sehe mich überall herum / und weil ich noch nichts zu thun gefunden / so mache ich mir etwas aus nichts zu thun / welches letztere folgende Uberschrifften sattsam werden bezeugen können. . . . Ich verwundere mich / daß die guthertzige Motten ihrer so lange verschonet" (WERNICKE, Epigramme, [1] 1697). „Verwundere dich nicht / daß du etwas von meinen Poetischen Grillen zu sehen kriegest / worzu ich fast mehr gezwungen worden / als daß ich von mir selbst ein Belieben getragen hätte / solche bagatellen der allgemeinen Censur zu unterwerffen . . . (es sollte) wohl gestanden haben / wann ich mit meinem armen Zeug zu Haus geblieben wäre" (RIEDERER).

„Es mag ein Gryphius und andre, Wälder schreiben,
. . .
Ein Milton schreibe gar ein doppelt Paradieß,
Mein niedrig Wesen soll bey Klee und Blumen bleiben"
(SUSCHKE, Poet. Blumen).

Ihre Entstehung verdanken die Dichtungen Nützlichkeitszwecken, wie man ohne Scheu zugibt.

„... griefſ ich gleichſam aus einer halben Desperation nach meiner Feder / damit ich nicht bey ereignender Nothdurft genöthiget würde andere Leute um Hülffe und Beyſtand zu erſuchen; ... ich nun einen und anderen vornehmen Gönner mit meiner ſchlechten Muse aufwartete / und es der Wohlſtand nicht anders zulaſſen wolte / als daß ich denenſelben nach heutiger Mode eine Papierne Freude machte ...“ (CORVINUS).

Voller Stolz hingegen kann LOHENSTEIN bekennen: „(ich) habe ... aus der Tichterkunſt niemals ein Handwerck gemacht / weniger davon Auffenthalt oder Gewien zu ſuchen von nöthen gehabt ... das meiſte / was aus meiner Feder gefloſſen / hat die Begierde vornehmen und vertrauten Freinden damit zu dienen / ſo wol anfangs gebohren / als itzt ſelbten zuzueignen veranlaſſet“ (Blumen).

Die Veröffentlichung geschah nur auf die Bitten von Freunden hin, die bereits Dichtungen aus dem Manuskript kennen gelernt hatten. Chr. WEISE haben „gute Freunde ... bereden wollen, als wenn dergleichen Schrifften (2 Schau- und Lustspiele), ſonderlich von der Jugend, mit einigem Vortheil könnten geleſen werden.“ HAPPEL: „Wann dann auch verſchiedene Liebhaber dieſes Romans (Ungar. Kriegsroman) vielfältige Nachfrage nach dieſem vierdten Theil gehalten / habe mich nicht länger äuſſern können / deren Petito ſtatt zu geben.“ „Allein wie kräfftig ſolche Einſtreuungen der neidiſchen und unverſtändigen Censorum geweſen / haben ſie doch nicht ſo viel vermocht / daß ich dem Verlangen wohlgeſinnter Freunde länger wiederſprochen hätte. So ſey es demnach gewagt“ (WENTZEL, Lorbeerhain). „... wie ... nun ... meine ſchlechte Arbeit ... ſonder einigen Verdienſt und über alles Vermuthen bey manchem Wohlgeſinnten eine leidliche Censur und Approbation erhielte / und nicht ſo gar auf einmahl mit unter das alte Eiſen geſchmiſſen wurde / ließ ich mich ſolche mir unwürdig gemachten Schmeicheleyen weiter verführen[2]) in der Poesie einigen Verſuch zu thun / und die völlige Leyer in die Hand zu nehmen“ (CORVINUS). „... dieſes buch ... habe ich ... neun jahr ... liegen laſſen: und wenn mich nicht der herr verleger daran erinnert hätte, ſo wäre es auch vielleicht dabey geblieben“ (NEUKIRCH, Anweisung zu dtsch. Briefen). „... habe ich es nicht wohl verhindern können, daß nicht einige meiner, von mir ſelbſt geringgeſchätzten, Poeſien mehrern bekannt geworden wären ... und ein Verlangen erweckt ... hätten, ſolche geſammlet zu ſehen“ (REICHARD).

[2]) A. c. I. oder fehlt „durch“ vor „solche“?

Über diese Unehrlichkeit oder Feigheit entrüsten sich stolzere Autoren: „Ich wil nicht anführen / daß vornehme und vertraute Freunde mich zu diesem Beginnen angefrischet und ermuntert: denn mit diesen Feigen-Blättern bedecken sich auch diejenigen / welche gar oft ungebeten ihre / bißweilen sehr unzeitige / Geburten an den Tag bringen“ (Chr. GRYPHIUS). „Wenn ich sagte / daß vornehme Leute oder gute Freunde mir keinen Frieden gelassen / ehe sie mich zur Herausgebung dieser wenigen Bogen beredet / so gebrauchte ich nur solche Feigen-Blätter / die andre schon längst durch Vorschützung gleicher Entschuldigungen verschlißen / und wünschte ich selbst nicht für die Warheit solches meines Vorwands Bürge zu seyn“ (BECCAU, Geistl. Ged.). „Ich will nicht sagen, daß ein oft-wiederholtes Anhalten vieler guten Freunde und Gönner mich dazu genöthiget, weil diese Entschuldigung . . . gar oft auch von Leuten mißbrauchet wird, denen man wohl etwas dazu gegeben hätte, wann sie mit ihren Sachen nur daheim geblieben wären“ (AMTHOR). „Ich solte . . . in Nachahmung vieler anderer der Welt bekannt machen, daß manches Neubegierigen Ansuchen mich dazu aufgemuntert habe, wenn mir die sonsten eingerissene Lust sich selber zu erheben nicht ein Eckel wäre“ (UFFENBACH).

Auch die Furcht vor einer unrechtmäßigen Veröffentlichung ist oft ein Anlaß zur Herausgabe, z. B. STOLLE?, Schles. Helikon, *2.* Tl.

5. Man verwahrt sich in liberaler Rechtlichkeit und puritanischer Sittenstrenge davor, die Tugenden eines braven Bürgers übertreten zu haben. Man hat nicht mit Dichten seine Zeit vergeudet, sondern verwandte dazu nur die „Nebenstunden“, in denen man ohnehin frei war von Amts- oder Berufsgeschäften, die an Wichtigkeit der Ausübung der Dichtkunst weit vorangehen: es war also eine „zuläßige Verkürtzung müßiger Stunden“ (BECCAU, Nebentitel der Geistl. Ged.). WEISE ist „von guten Freunden gefragt“ worden, wieso er „so viel überflüßige Zeit auff dergleichen Dinge spendiren könte“; deshalb muß er in der Vorrede „Gelegenheit suchen / ausführlich davon zu reden“ und sich verteidigen (2 Schau- und Lustspiele). Ebenso befürchtet er, es „hätte ein ungleicher Censor gedencken mögen, ich wüste vielleicht die gantze Zeit meines Lebens mit nichts als mit solchen Eitelkeiten zu thun haben“ (ebendort). Darauf erwidert er, daß er „gar zu viel köstliche Zeit darüber nicht zu verderben pflege“, und außerdem erfordere es seine Berufspflicht als Schulrektor: „So habe ich die unvergleichliche Gedult über mich genom-

men / bey geſuchten Neben-Stunden / ohne den geringſten Abgang meiner ordinair- und extraordinair-Arbeit alle Jahr 3. Spiele" zu verfassen. Ebenso WENTZEL: „. . . bey meiner überhäufften Schul-Arbeit / die nur denen recht bekandt / welche mit mir in einem Bade ſchwitzen / iſt kaum ſo viel Zeit übrig / . . . die Hand hinlänglich anzulegen" (Lorbeerhain). RIEDERER betont, daß es seine „Profession ganz nicht iſt Verſe zu ſchreiben / oder davon eine Nahrung zu ſuchen / als der ich weit wichtigern Dingen obzuliegen habe. Wie ich aber / in meiner geringſten Jugend / einen ungemeinen Trieb zu der Poesie in meinem Herzen gefühlet / ich auch ſolche jederzeit für eine unſchuldige Ergötzung und für ein Nebenwerck bey müſſigen Stunden gehalten: So werde ich hoffentlich keiner lacheté zu beſchuldigen ſeyn / wann ich / auſſer meiner ordentlichen Profession, mich an dieſem galanten Studio erluſtige" (Leichen- . . . Ged.). Zusammenfassend BECCAU: „Ehe man . . . gar müßig gehet / iſt es ja wol ſo gut der Poesie nachzuhangen" (Geistl. Ged.). „(Ich) werde . . . wegen der darzu genommenen Zeit / keine Rechenſchafft geben dörffen / weil ich insgemein die Hencker-mäßigen Stunden / in denen mich die Gicht auf der Folter gehalten / in etwas damit gemildert / und ſie derowegen zu nichts nutzbarerm anwenden können . . . Dieſer Schmertzen-trächtige Zuſtand / hat . . . nicht alle Einfälle gleiche werden laſſen" (v. WINKLER, Edelmann).

Gegen Religion oder Geistlichkeit will man nichts gesagt haben. BECCAU: „Was die Satyram . . . betrifft / ſo protestire ich hiermit solennissimè, daß ich damit auf gewiſſe Perſonen ſollte gezielet / noch weniger, daß ich das gantze Predig-Amt damit ſolte angegriffen haben" (Weltl. Poesien).

Man versichert, in der „galanten Poesie" habe man die Schranken der Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit nicht überschreiten wollen. Chr. GRYPHIUS glaubt, daß seinem „Ammte und nunmehr auff 50. Jahr losgehendem Alter die Galanterien wenig anſtehen". BECCAU stellt fest: „Was die Verliebten (Gedichte) anlanget / ſo ſind ſolche eben nicht allemahl aus Grunde des Hertzens geſchrieben / wie denn die darin hin und wieder zu befindende Kaltſinnigkeit zur Gnüge bezeuget; Doch wenn ich mich auch gar rühmen wolte / daß ich mein Tage nicht verliebt geweſen / ſo würde ich mich dadurch zu einem Engel oder Klotz machen . . . Wann die Gedichte mit ſolchen Zoten angefüllet ſind / daß honnête Ohren / ſich dafür ſchämen müſſen / ſind ſie freylich nicht zu billigen; wann aber ein ehrbares Liebes-Lied zu ſolchen Chartequen mit ſolte gerechnet werden / würden viele brave Leute Tort leyden. . . . In Summa / Verliebte Gedichte ſind

bey mir / wie bey vielen andern / nichts / als eine edle Bemühung müssiger Gemüther" (Weltl. Poesien). Von BOSTEL bringt diesen Gedanken in Verse (die sein Herausgeber in seiner Vorrede zitiert):

„Ich schreibe manchesmal zwar ein verliebtes Lied /
Allein / das Hertze ist gar weit davon entfernet /
Und was zum Zeitvertreib hierin von mir erscheinet /
Das hab' ich meistentheils aus Büchern nur gelernet."

Und schließlich: die satirische Dichtung sei nicht gegen einzelne Personen gerichtet; nichts habe dem friedliebenden und verträglichen Autor ferner gelegen, als irgend jemanden persönlich zu beleidigen, vielmehr wolle man nur „die Laster" bekämpfen. WERNICKE hat den „Stachel" seiner Epigramme ('1697) „nur wieder die Todte in den Geschichten / oder die Laster der Welt insgemein / nicht aber wieder selbstständige Lebendige die ich in Augen hatte / . . . richten können." GRESSEL „weiß . . . wohl, daß Satyren zu schreiben eine solche Sache ist, darinnen man sich nicht allzutieff verwickeln muß. Wenn man aber bloßer dinges die Laster angreiffet, so ist es eine Sache, die so nöthig, als nützlich." „Wolte sich aber einer mit mir in Zanck einlegen / so würde er sich doch nur selbst vor aller Welt zu Schanden machen / nach dem bekannten Sprichwort . . .: Wenn man einen Knüttel unter die Hunde wirfft / welcher getroffen wird / der heulet" (WESENIGK).

6. In den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts wird die Kritik noch als ein Feind aufgefaßt, der boshaft und neidisch das Gute niederzutreten sucht. WENTZEL hat „Ursache gehabt / diese unschuldige Nacht-Arbeit denen politischen Stachel-Nüßen zu entziehen . . . Ich kenne die Distel-Köpffe schon längst / und weiß / was man sich zu ihrem Urtheil / das ofte recht grausam / insgemein aber ungerecht zu seyn pfleget / zu versehen" (Lorbeerhain). HOCHGESANG nennt die Kritiker das „abscheuliche Geschmeiß" und „verächtliche Ungezieffer". Von KÖNIG: „. . . gesetzt: es rede unter hunderten ein kluger von dem erkanten Guten mit Ruhm / von den entdeckten Fehlern aber mit Bescheidenheit / so sind doch im Gegentheil der Unverstand und die Passion / zween solche unverschämte Critici . . ." (Theatral. . . . Ged.)

Bestenfalls gelangt man zur Resignation: „. . . billig alle diejenigen / so sich mit einigen Schrifften in die gelehrte Welt begeben / zu Anhörung allerhand Sentiments und Urtheile gefasset leben müssen" (WEBER). „Wann nun offentliche Schriften sich auch offentlich müssen richten lassen / so wäre es eine Thorheit /

dawider etwas einwenden . . . wollen" (v. KÖNIG, Theatral. . . . Ged.).

Man ist aber noch weit davon entfernt, die Kritik als vollgültigen Vertreter des Publikums anzuerkennen; vielmehr ruft man zuweilen dieses direkt, über die Kritik hinweg, an. Auf den Tadel einzugehen und an der Dichtung zu bessern, kommt nicht in Betracht, sondern man hofft, daß sich das Werk der Kritik zum Trotz schließlich doch durchsetzen werde.

Der Verurteilung sucht man dadurch auszuweichen, daß man bekennt, man erstrebe keinen Ruhm oder Nachruhm. Es „würde . . . (dem Verfasser) . . . groß Unrecht geschehen / wenn jemand die Ruhm- oder Ehrsucht zum Urheber dieses Beginnens angeben wolte. Massen er sich hiermit offentlich erkläret: Daß er keinen Poeten-Krantz . . . jemahls verlange" (STOLLE?, Schles. Helikon, 2. Tl.). WENTZEL hat „niemals gesucht / vermittelst solcher entrepriſen (Lorbeerhain) „bey der gelehrten Welt einige Gloire zu erwerben." „. . . da ich anietzo die Proben meiner rohen Poesie, welche meine schlechte Feder abgeleget / der edlen und verwehnten Welt vor Augen lege / so schmeichle ich mir . . . damit nicht im geringsten / ob würden selbige bey einem ieden / der sich mit Durchlesung derselben etwan Mühe geben möchte / die Capelle halten. Mein Dessein ist nicht mir bey der galanten Welt durch meine ohnmächtige Feder einigen Ruhm zu erfechten . . . (ich) will dieser zeitlichen . . . Ehre von Hertzen gerne entbehren / weiln mir mein Unvermögen am besten bekandt / und ich gar wohl weiß / daß zu einem Poeten / welcher solchen Titul mit Recht meritiret / gar viel erfordert werde / und man nicht so gleich durch ein wohlgelungenes Carmen zu des Apollinis wahren Lorbeer-Crantze . . gelangen kan" (CORVINUS). „. . . wohl erkenne / wie das wenige Gute / so darinn zu finden / noch lange nicht an diejenige Vollkommenheit reiche / welche von einem Dichter erfordert wird" (v. KÖNIG. Theatr. . . .Ged.). „. . . der wird . . . betragen / welcher dafür hält / daß ich durch die Poesie einen Ruhm suche / denn dessen bin ich sattsam überführet / daß ein solcher eiteler Ruhm ja so leicht verschwinde / als das Papier / dadurch er sich zu verewigen gedencket / von den Motten gefressen wird. . . . mag ich mich tröſten / daß / wie weit geschicktere Leute als ich / die Feder angesetzet haben / also auch die Anzahl derer / die vielleicht schlechter sind als ich / ziemlich groß sey. Rechnest du mich zu der mittlen Sorte / so bin ich dir schon für ein so geneigtes Urtheil verbunden" (BECCAU, Geistl. Ged.).

Man bittet den Leser um ein günstiges Urteil als eine Aufmunterung zu künftigen Leistungen.

Von ZIEGLER hofft, „daß, ungeachtet vieler mißgünſtigen, ... welche nicht ermangeln werden, dieſe blätter (Banise) durch alle Praedicamenta durchzuziehen, ſich dennoch viel honette gemüther finden werden, die dieſes“ ſein „wohlmeynendes unterfangen ... nicht nach würden, ſondern nach dem wohlgemeynten abſehen de meliori ... judiciren.“ „Nimm das abgezwungene Werckgen mit gütigen Augen an / und urtheile ſo davon / wie du wilt / daß von deinen Schrifften oder Handlungen geurtheilet werden ſoll. ... wenn du in dieſem meinem ſchlechten Lorbeer-Hayn nicht an allen Zweigen gute Früchte findeſt / ſo dencke / daß man faſt drey Viertheil Jahr / ohne etwas rechtes von Früchten zu ſehen / in den Garten gehet / die übrigen Theile aber wohl mit einem grünen Blate / oder verſchloſſenen Knoſpe zu frieden iſt“ (WENTZEL). HUNOLD: „... wie es eben nicht rühmlich / dasjenige allzuſehr zu tadeln / welches keinen Ruhm verlanget ...: ſo verhoffe auch deswegen eine gutige Censur“. „Und ſo ich zu letzt noch eine Gunſt von dem geneigten Leſer ſol ausbitten / wird es dieſe ſeyn / daß ſeine Güte meine Fehler in Tugenden / die Auffrichtigkeit aber was irgends noch mittelmäſſig iſt / in keine Fehler kehret; denn wie keines Gedancken allezeit gleich ſind / und man einen Lehrbegierigen und der von recht klugen Leuten billige Unterweiſung nimmt / durch allzuſcharffe Cenſur von ſeiner löblichen Bemühung abſchreckt ...“ (Edle Bemühung). „... wenn man dieſe wenige Blätter nicht gäntzlich verſchmähet / ſo werde künfftig größren Muth bekommen mich etwas höhers zu unternehmen / und ... bey einem leidlichen Leſer in Gunſt zu bringen“ (WIRCKER). „Dieſes einige bitte ich ergebenſt: Wer Beliebung tragen wird, meine ... Poetiſch-abgefaßte Gute Gedancken zu leſen, ſey lieber einer Biene als einer Spinne gleich: da, wie bekannt, jene aus dem niedrigen Vergiß-mein-nicht und andern geringen Blümgen, ſüſſen Honig, dieſe aber aus den hoch-gewachſenen Lilien und prächtigen Centifolien nichts als ſchädliches Gifft zu ſaugen pfleget“ (PFEFFER, Poet. Erquickstd., 2. Tl.). „... bitte ich alle kluge und ehrliche Leſer, daß ſie meine nachfolgende Arbeiten mit keiner Schärfe beurtheilen wollen. Ich gebe ſie für keine Muſter aus, und glaube ſehr gerne, daß ſie kaum einer mittelmäßigen Poeſie nahe kommen“ (LINDNER, Dtsch. Ged. u. Übers.). „(Ich) ... will ... den Roman dem ... geneigten Leſer einer gelinden Cenſur übergeben, derſelbe ſehe es mit ſolchen Augen an, daß ich daraus ſchließen könne, ich ſey in ſeine Affection und Gewogenheit geſchloſſen; Erlange ich demnach dieſes, ſo werde nicht aufhören demſelben zu dienen“ (Melissus, Salinde).

Aus der christlichen Demut, die auf der Erkenntnis beruht, daß alles Menschenwerk Stückwerk ist, geht wiederum eine gewisse Sicherheit vor den Tadlern hervor, denn auch diese sind ja nicht vollkommen.

FEINLER: „Allhier übergebe dem geneigten und auffrichtigen Leſer ich meine wenige Madrigalen / ſo gut als ſie gerathen; Habe ich in allen den Zweck nicht getroffen / und alſo gefehlet / ſo iſt mir / als einem Menſchen / der leicht irren und fehlen kan / ſolches zu verzeihen." „Der geehrteſte Leſer bleibe dem güttigen Himmel befohlen / blicke dieſe geringſchätzige / und mehrentheils / wenn ich die Begräbniß-Gedichte ausnehme[3]) / ſtatt eines Zeitvertreibs verfertigte Arbeit mit einem geneigten Auge an / und erinnere ſich / wenn er hin und wieder Fehler antrift / daß derjenige noch ſol gebohren werden / welcher die Vollkommenheit / wie in andern Dingen / alſo auch in den Wiſſenſchaften und darzu gehörigen Künſten erlanget" (Chr. GRYPHIUS). „. . . ich habe der Natur und dem Schöpffer gefolget / welche beyde ihre Geſchöpffe und Wercke nicht deßwegen hervor bringen / daß ſie unter die Banck ſollten verſtecken / ſondern daß ſie ſie andern zum Nutz praesentiren möchten / darum eines Chriſten Zweck im Bücherſchreiben bleiben muß: Aliis prodesse" (MÄNNLING). „Wem der Müßiggang übrige Gedancken einflöſet, der hat die Freyheit auch an dieſer Schrift zu tadeln, was er will. Ich bin nicht geſonen, deswegen eine Feder anzuſetzen . . . Man mag antworten, was, und wie man will; ſie tragen immer das Lehr-Geld mit Schmähen ab. Chriſtus, der nicht wiederſchalt, da er geſcholten ward, hat uns ein Fürbild gelaſſen, wie wir ſeinen Fußſtapffen nachfolgen ſollen. Dahin will ich trachten, ſo lange ich lebe, und das übrige dem heimſtellen, der da recht richtet" (BUCHKA, Evgl. Bußtränen). „Der geneigte Leſer lege alles zum beſten aus / gedencke daß Fehlen menſchlich / und ſich ändern vernünftig und Chriſtlich" (HUNOLD, Akad. Nebenstd.).

7. Die Würde des Dichters in dieser Zeit ist denkbar niedrig. In der höfischen Gesellschaft ist er ein Diener der höfischen Idee[4]), doch erniedrigen sich die eigentlichen Hofpoeten nie so sehr wie die vom Adel begönnerten gelehrt-höfischen Dichter, die meistens Bürgerliche sind. Alle aber müssen sich verteidigen gegen den Vorwurf, es sei unziemlich, sich mit Poesie abzugeben, und zwar für die Adligen in Anbetracht ihres Standes, für die Bürgerlichen wegen des Zeitverlustes. Die Entschuldigungen der bürgerlichen Dichter wurden oben

[3]) Vgl. S. 14.
[4]) G. Müller, Höfische Kultur der Barockzeit, S. 136 ff.

schon angeführt, hier sollen nur noch einige Verwahrungen der Adligen stehen.

„. . . bald Anfangs habe ich dieſes brutale und Ochſen-artige Judicium pertertium hören müſſen: Einem Edelmanne ſtünde es nicht wohl an, Bücher zu ſchreiben. . . . bemüßiget mich . . . die Wahrheit dieſes zu ſagen: Daß die Feder dem Adel ſo gut in der Hand / als auff dem Helme ſtehe. . . . Die Tapfferkeit iſt ein nothwendiges Requisitum des Adels; Allein wo ſie nicht von geſunder Vernunfft und wahrer Klugheit / welche letztere unſtreitig aus der Feder quillet / unterſtützet wird / ſo iſt ſolche mehr eine Brutalitè zu nennen. Denn ein baar Beine über ein Pferd zu hencken / ein Piſtol zu löſen / und in das Weſen hinein zu hauen und zu ſtechen / iſt auch dem Pöbel etwas gemeines. Wahr iſt es: der gelehrte Adel hat heutigen Tages ſein ferreum seculum erlebet. . . . Tugend und Wiſſenſchaft der beſte Adels-Brieff . . .“ (v. ZIEGLER, Tägl. Schauplatz). Ebenso verteidigt den Adel der Herausgeber von Abschatz, v. Reinbaben u. a.

An dem bürgerlichen Dichter haftet der Makel eines Müßiggängers. Wie sich die Autoren gegen den Vorwurf der Zeitverschwendung verteidigen mußten, war aus den obigen Beispielen ersichtlich, und noch WEICHMANN hat in seinem Widmungsschreiben an Brockes vor dem 1. Teil der „Poesie der Niedersachsen“ gegen dieses Vorurteil, allerdings als etwas Überholtes, zu kämpfen: „Ich bin überzeuget, daß Dieſelben es nicht übel empfinden, wenn man Sie unter die rechtſchaffenen Poeten zählet. . . . Sie kennen Selbſt den Wehrt dieſes Namens allzuwol, und wiſſen am beſten, was derſelbe alles in ſich faſſet. Iſt er eine Zeitlang ziemlich verächtlich, ja gar verhaſſt, geweſen: ſo ſind Eu. Hochweish. allein fähig genug, ihm ſein völliges Anſehen wieder zu erteilen.“

Deshalb verstecken sich viele Autoren hinter Pseudonymen: Weise = Catharinus, Menke = Philander von der Linde, Hunold = Menantes, Gressel = Celander, Henrici = Picander, Rost = Meletaon oder Telandrinus, Schnabel = der Ungenannte. Hagedorn, Haller und Liscow nennen ihren Namen überhaupt nicht.

IV.

Die Satiriker.

Schon zu Beginn des betrachteten Zeitraums wenden sich selbständigere und selbstbewußtere Dichter, meistens Satiriker, von der Gepflogenheit der unterwürfigen Widmung und der demütigen Vorrede ab. Sie bedienen sich zunächst der Parodie.

Christian REUTER stellt seinem Roman „Schelmuffsky“ (1696), der selber eine Parodie ist, eine fingierte Widmung und Vorrede voran, die aber durch einen außerordentlichen Mangel an Bescheidenheit sich als Parodie verraten. Schelmuffsky widmet selbst seine „Reißebeſchreibung“ „Dem Hochgebohrnen Großen MOGOL dem kayſer / in Indien“, bei dem er auf seiner Reise 14 Tage lang fürstlich bewirtet wurde; die ursprüngliche Absicht, „ein Fäßgen gut Klebe-Bier“ aus Hamburg ihm zu schicken, hat er aufgegeben zugunsten der Übersendung eines Exemplars mit der Widmung. In der Vorrede „An den curioſen Leſer“ ist er unverschämt genug, gegen Aufschneider und Prahlhänse zu polemisieren. Ohne die geringste äußere Spur von Demut spricht Schelmuffsky im vertrautesten Umgangston, seine Rede bekräftigend mit den Flüchen „der Tebelholmer“ und „beym Sapperment“, ebenso unbekümmert zum Fürsten wie zu der Masse der Leser.

Aber noch verfügt Reuter nicht über eine wahrhaft selbstbewußte Haltung; Vorrede und Widmung stellen viel mehr Schelmuffskys Derbheit dar, als daß der Autor selbst daraus spräche und durch die Parodie ernstlich die Unterwürfigkeit der Dichter seiner Zeit angriffe. Die Demut ist erst gewichen aus dem Ton, noch nicht aber ist Reuter unbekümmert um den Erfolg seines Werkes, denn er kündigt der Sitte gemäß eine Fortsetzung an, wenn der erste Teil gefalle.

Gleichgültigkeit über die Wirkung ihrer Dichtungen legen erst spätere Autoren an den Tag (oder geben sie wenigstens vor). Es sind nicht immer Satiriker, sondern sie bedienen sich des kecken, schelmischen, unverfrorenen, burschikosen Umgangstons nur, um ihre Vorreden zu würzen und um von den landläufigen, zum Teil fast zu Formeln gewordenen Redensarten loszukommen. Auch bei ihnen ist die Unverschämtheit mit Selbsterniedrigung vermischt.

CORVINUS: „Ich überliefere dir . . . meine ſchlechten Poetiſchen Kinder (Proben der Poesie, 1710) . . . und lebe der Hoffnung / du werdeſt mit ſelbigen nicht allzu ſtrenge verfahren / damit ſie nicht gezwungen würden über . . . allzuharte Censur . . . zu ſchreyen; Denn ob ſie gleich nicht ſo viel gute Worte mit bringen / wodurch ſie ſich bey dir . . . einſchmeicheln könten / und nicht nach deinem zarten und delicaten Geſchmack nieder geſchrieben worden / ſo verſichre ich dich auch darbey / daß ſie mich nicht viel Mühe gekoſtet / weiln ich bey Verfertigung ſelbiger mir wenig Nägel von denen Händen abgebiſſen / vielweniger Zeit währender Ausſpindiſirung das Papier / welches meiner ſchlechten Muse gewidmet ge-

weſen / mit Zug und Schnatterwerck / wie es manchem gehet / verdorben / denn mich mit langem Nachſinn zu quälen / oder . . . meine nackichten Kinder mit frembden Gewändern und entlehnten Kleidern aus zu ſtaffiren / iſt wieder meine humeur geweſen; Uber dieß würdeſt du mir ein noch einmahl ſo gütiges Urtheil machen / wenn du in genauere Erwegung zögeſt / wie ich nur vor einer kurtzen Zeit die Leyer in die Hand genommen / und . . . den Pindus zu erklettern auf einmal entſchloſſen / ſo / daß ich in meinen jungen Jahren an nichts weniger als an das Dichten gedacht / ſondern viel eher Früchte als Blumen zu ſuchen mich bemühet / und daher die beſte Krafft und Hitze / welche bey dem Dichten das meiſte thun muß / in denen allermunterſten und geſchickteſten Jahren ſchändlich verkochen laſſen." „. . . denen Splitter-Richtern . . . / welche das: Ne sutor ultra crepidam, öfters nicht erwegen / und ſich über anderer Leute Sachen nicht gnugſam moquiren können / da ſie doch / woferne man ihnen dergleichen nachzumachen auferlegen würde / noch viel thörichtere Mißgeburten ausbrüten würden / recommandire ich diejenigen Worte / welche jener über einen dölpiſchen und plumpen Bauernhund / der ſich auf ein weiches Küſſen (Kissen) legen wolte / bedächtig ſchriebe; Non tibi sum stratus. Nicht vor dich." Andererſeits wiederum Selbstverkleinerung: „Geehrter Leſer! Ich werde mich über dich und dein übereiltes Urtheil nicht ſo ſehr / wie du vielleicht dich über mich verwundern / daß . . . ich durch mein albernes Geziſche ihnen (Schwänen) nach zu ſingen und . . . vortreflichen Adlern mit matten und von dem Phoebus beſchnittenen Schwingen nach zu fliegen mich nicht entblödet."

RIEDERER: „Gefällt dir nicht was auf dieſem Blat ſtehet? ſo wirf deine Augen auf ein anderes / oder blättere ſo lang herum / biß du einen Paragraphum findeſt / der deinen appetit vergnüge . . . Will dir aber ſolche (die Arbeit) gar nicht gefallen / ſo haſt du von mir die Autorität / damit zu ſchalten / wie du ſelbſten willſt: denn ich kümmere mich kein Haar drum. Vielleicht kanſt du damit deine Stube einheitzen: es ſind ohnedem brennende Gedanken von dem Feuer meiner Jugend darinnen. Würdigeſt du ſie aber nicht des Feuers / ſo verdamme ſie zum Waſſer / oder mache ſo lange Flederwiſche daraus / bis der letzte Bogen ad inferos gebracht iſt. Mir gilt alles gleich viel" (Leichen- . . . Ged.).

Die Unverschämtheit gegen Tadler ist allen diesen Autoren gemeinsam.

„Mit ſolchen guten Leuten muß man zwar billig Gedult haben / unterdeſſen aber ſind ſie doch freundlich zu erinnern / daß ſie nicht gleich in ihrem verblendeten Wahn zufahren wollen / ſon-

dern vorher erſt die Sache / ſo weit ſich der Horizont ihres Verſtandes erſtrecket / reiflicher erwegen / oder / wenn es ja ihren fünff Sinnen zu hoch ſeyn möchte / es mit andern geſcheiden Leuten überlegen / ehe ſie ſich bloß geben / und damit vor aller Welt prostituiren" (ABEL, Sat. Ged.). „Die unzeitigen Tadler . . ., welche alles indistincte carpiren und durchhecheln, bittet er (ROST), ſie wollen ſeine Fehler überſehen, wofern ihnen aber dieſes ohnmöglich, und ſie dennoch ihre ſtachelichte Zungen, an dieſem ſchlechten Tractat, wetzen wolten, ſo mögen ſie thun was ſie nicht laſſen können, er wird ſich nicht einmahl die Mühe geben, ihnen zu antworten; die geringen und kleinen Hunde, welche ihn anbellen, wird er lauffen laſſen, wofern aber ein Grober kommen möchte, wird er ihm mit ſeiner Peitſche eins auf den Pelz geben" (Lpz. Landkutsche).

SCHNABEL ist von einem Erfolg seiner Romane überzeugt, ohne daß er sich sklavisch nach dem Geschmack des Publikums gerichtet hätte: „Es wird dir in folgenden Blättern eine Geſchichts-Beſchreibung vorgelegt, die, wo du anders kein geſchworner Feind von dergleichen Sachen biſt, oder dein Gehirne bey Erblickung des Titul-Blates nicht ſchon mit widerwärtigen Praejudiciis angefüllet haſt, ohnfehlbar zuweilen etwas, obgleich nicht alles, zu beſonderer Gemüths-Ergötzung überlaſſen, und alſo die geringe Mühe, ſo du dir mit Leſen und Durchblättern gemacht, gewiſſer maſſen recompensiren kan" (Felsenburg). „Es iſt zwar heutigen Tages eine ſchwere Sache, recht nach dem Geſchmacke Dieſer oder Jener zu ſchreiben; allein Dieſer oder Jener ſoll auch wißen, daß ich mich nicht gar zu viel um ihren Geſchmack bey Dieſem oder Jenem bekümmere, denn es heißet im gemeinen Sprüchworte: Einem jeden vor ſein Geld, was ihm ſchmeckt"; trotzdem ist Schnabel „verſichert, daß es ſich genießen und nach rechter Kauung, keinem im Leibe kneipen wird" (Kavalier).

Er gibt Sorglosigkeit bei der Veröffentlichung vor: „An vielen Stellen hätte ich den Stylum... verbeſſern können und wollen, allein man forcirte mich, die Herausgabe zu beſchleunigen. Zur Mundirung des Concepts lieſſen mir anderweitige wichtige Verrichtungen keine Zeit übrig, ſelbiges einem Copiſten hinzugeben, möchte vielleicht noch mehr Händel gemacht haben. Hier und dort aber viel auszuſtreichen, einzuflicken, Zeichen zu machen, Zettelgen beyzulegen und dergleichen, ſchien mir zu gefährlich, denn wie viele Flüche hätte nicht ein ungeduldiger Setzer hierbey ausſtoſſen können, die ich mir alle ad animum revociren müſſen" (Felsenburg).

Auch bei einem etwaigen Mißerfolg wird Schnabel nicht die Fassung verlieren: „Mein Vorſatz iſt zwar nicht, einem oder dem

andern dieſes Werck als . . . vortrefflich . . . anzuraisoniren; ſondern ich will das Urtheil von deſſen Werthe, dem es beliebt, überlaſſen, und da ſelbiges vor meine Parthie nicht allzu vorteilhaftig klappen ſolte, weiter nichts ſagen, als: Haud curat Hippoclides. Auf Teutſch:

Sprecht, was ihr wolt, von mir und Julio dem Sachſen,
Ich laſſe mir darum kein graues Härlein wachſen"

(Felsenburg). Und dennoch schielt auch er nach der Gunst des Publikums: „Solte aber, geneigter Leſer! dasjenige, was ich zu dieſem Wercke an Mühe und Fleiſſe beygetragen, von Dir gütig und wohl aufgenommen werden, ſo ſey verſichert, daß in meiner geringen Perſon ein ſolches Gemüth anzutreffen, welches nur den geringſten Schein einer Erkänntlichkeit mit immerwährenden Dancke zu erwiedern bemühet lebt" (Felsenburg).

Dieselbe Zwiespältigkeit zeigt LISCOW. Er kat keine Furcht vor dem Leser und seinen Gegnern.

„Ich ſehe wohl, daß meine Schrift (von den elenden Scribenten) gewiſſen Leuten unmöglich gefallen kann, weil ſie nicht nach ihrem Geſchmacke eingerichtet iſt. Sie iſt ſatyriſch und im höchſten Grade ironiſch. Gleichwie es nun nicht jedermanns Werk iſt, ſolche Schriften zu machen: ſo iſt es auch nicht allen gegeben, von denſelben geſchickt zu urtheilen." „Man ſehe ihre (der Gegner) Schriften an. Wer die geleſen hat, und doch meine Satyren als gar zu ſcharf, unchriſtlich und ſündlich läſtert, der verdienet nicht, daß ich mich um ihn bekümmere" (Samml. sat. u. ernsth. Schr.). „Ich ſehe vorher, daß diejenigen, welche ſich an meinen Schriften zu der Zeit, als ſie einzeln heraus kamen, ſo ſehr geärgert haben, über gegenwärtige Sammlung derſelben gleichfalls erbärmlich ſeufzen werden. Allein, wie ſehr ich ſie auch desfalls beklage, ſo kann ich ihnen doch nicht helfen. Ich habe es dem Herrn Verleger nicht verwehren können, meine Schriften zuſammen drucken zu laſſen. Mit dem müſſen ſie es ausmachen." „Sind meine ſchwachen, murriſchen, eigenſinnigen und ſcheinheiligen Leſer . . . nicht zufrieden: ſo weiß ich nicht, wie ich es anfangen ſoll, ihren Zorn von mir abzuwenden. Bußthränen[1]) müſſen ſie von mir nicht erwarten."

Er hat eine hohe Auffassung von seinem Beruf als Schriftsteller und Satiriker: „Man wird ſprechen: »die erlaubte Rache werde von der Obrigkeit ausgeübet; . . . hergegen würden die Satyren von Leuten gemacht, die nicht das geringſte Recht hätten, ihren Nächſten auszuhöhnen«. Aber man muß wiſſen, daß ein Menſch, der leſen und ſchreiben, und von einem Buche urtheilen kann, auf ſeine

[1]) Liscow denkt dabei an Buchka.

Art, eben sowohl ein geistlicher König ist, als ein Christ, und seine Feder so wenig umsonst führet, als die Obrigkeit ihr Schwerd."

Bei dieser Selbstbewußtheit schätzt er dennoch seine Leistung als klein und vergänglich, die keinen Ruhm einbringt.

„Ich ertheile . . . (meinen Schriften), da ich sie von neuem in die Welt schicke, meinen väterlichen Segen. Dies ist die letzte Pflicht, die ich ihnen leiste. Um ihr Schicksal werde ich mich wenig bekümmern." „Ich habe in selbigen die Blösse gewisser Leute aufgedecket, die so schon offenbahr genug war. Das ist keine Heldenthat, und ich gebe es auch nicht dafür aus. Ich weiß wohl, daß ich keine Riesen erleget; sondern nur mit Zwergen gekämpfet habe; und nichts in der Welt ist so geschickt, mich demüthig zu machen, als der Sieg, den ich über dieselben erhalten habe." „Ich . . . würde für mich selbst nimmer darauf verfallen seyn, an eine Sammlung und neue Auflage solcher Kleinigkeiten zu gedenken, die vielleicht kaum des ersten Drucks würdig gewesen sind." „. . . sie eben darum, daß sie nicht mehr neu sind, wenig Käufer und Leser finden werden. Dieses kann vielleicht den Hn. Verleger verdriessen; aber mich nicht." „. . . es soll mir gleich viel seyn, ob die Nachwelt sich noch an meinen Schriften ergetzet, oder ob man noch bey meinem Leben aufhöret, dieselben zu lesen. Die Unsterblichkeit suche ich nicht." „Ich weiß, daß satyrische Schriften, die wider eine gewisse Person gerichtet sind, nur kurze Zeit gesuchet werden. Man hat ihrer bald satt; und wer einen Ruhm suchet, der dauren soll, und seinen Namen unsterblich machen will, der muß seine Sachen ganz anders anfangen, als ich. So hohe Absichten habe ich in meinem Schreiben nicht gehabt."

Liscow nennt seinen Namen nicht: „Meinen Namen wird man weder auf dem Titelblatte, noch zu Ende dieser Vorrede, finden. Ich mag denselben nicht gerne gedruckt sehen, und habe geglaubt, es könne meinen Lesern gleich viel seyn, wie ich heisse."

Zusammenfassend: „. . . wie wenig ich auch in meine Schriften verliebt bin: so sehe ich sie doch nicht mit solchem Abscheu an, Als Buchka seinen Muffel.[2]) Es gereuet mich nicht, daß ich sie gemacht habe. Ich liebe sie als meine Kinder, und meine Absicht ist nicht, sie in dieser Vorrede zu verfluchen."

Er ist wohl der erste Autor, der für seine Person die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch zu nehmen wagt: „Ich esse . . . mein Brod mit Freuden, und trinke meinen Wein mit gutem Muthe. Denn das ist mein Theil. Ich entschlage mich aller traurigen Gedanken, so viel mir möglich ist, und mache mir

[2]) Vgl. Buchka, Bußtränen.

ſo viele gute Tage als ich kann. Die böſen kommen wohl ohne unſere Bitte. Ich ſehe alles, was in der Welt vorgehet, mit Gelaſſenheit, und größtentheils von der lächerlichen Seite, an: und ich befinde mich wohl dabey. Meinen Satyren inſonderheit habe ich manche luſtige Stunde zu danken, und ich erinnere mich noch mit Vergnügen der Zeit, da ich ſie machte. Ich bin auch mit allen Folgen, die ſie gehabt haben, vollkommen zufrieden, und alſo nicht im Stande, die Sünde, die ich begangen haben ſoll, zu bereuen".

Hier scheint eine gewisse Sicherheit erreicht zu sein, aber gewaltsam durch Überheblichkeit; sie muß auf der andern Seite erkauft werden durch Verzicht, nicht nur auf Ruhm, sondern (bei manchen Autoren) auch auf das Bewußtsein einer wertvollen Leistung, die vor dem eigenen Urteil des Verfassers bestehen könnte.

Um der Selbstverkleinerung zu entgehen, sind diese Autoren auf das Gegenteil verfallen, nämlich sich anmaßend zu gebärden. Diese zu leicht gewonnene Selbstbewußtheit ist nicht echt, überall scheint die Eitelkeit durch. Erst eine Versöhnung der Gegensätze kann den Autoren ein gegründetes Selbstvertrauen schenken.

V.

Eine Abwendung von der Lobhudelei in den Widmungsschreiben hatte sich teils geäußert durch Parodie (bei Reuter), teils durch stillschweigende Abkehr, indem man die Widmung überhaupt aufgab. oder dadurch, daß man nur noch Kennern und Musenbeschützern widmete, und also kein unverdientes Lob zu spenden brauchte.

1. Aber auch die Satire greift schon früh die Sitte der untertänigen Widmung an, die auf materiellen Gewinn zielt, z. B. in einem Epigramm von CORVINUS (Proben der Poesie, 1710, S. 521):

„Er dediciret ſeine Charteque einem vornehmen Manne / welcher ihm ſelbige mit der Excüſe, daß er nicht die Ehre ſeiner Bekanndſchafft hätte / wieder zurück giebt.

Der Schimpff ſchlägt dir den Muth / erſchrockner Freund / darnieder /
Doch Croesus ſpricht: Er ſey kein ſolcher reicher Mann /
Der ein ſo propres Buch mit Geld bezahlen kan /
Drum giebt er zum Praesent dir hier dein Werckgen wieder".

2. Gottlieb Wilhelm RABENER behandelt diesen Gegenstand in zwei Satiren, die aber sehr verspätet sind, da die entehrende Unsitte, die sie geißeln, bereits ungefähr seit 20 Jahren abgekommen war. Die erste dieser beiden Satiren erschien zuerst im Jahrgang 1745 der „Bremer Beiträge" und trägt den Titel „Hinkmars von Repkow Noten ohne Text".[1])

Sie hat ein doppeltes Ziel: sie bekämpft zunächst die Kommentatoren, die, in Ermangelung eigener Gedanken, schnell dadurch berühmt zu werden suchen, daß sie die Gedanken anderer nachdenken, indem sie sie kommentieren. Dann aber wird die indirekte Satire eines solchen Kommentares zu einem Widmungsgedicht und einer Vorrede dazu benutzt, um in direkter Satire die unterwürfigen und schmeichelnden Dichter zu verhöhnen, indem häufig wiederkehrende Wendungen aus den Widmungsschreiben und Vorreden glossiert werden.

Besonders nimmt es Rabener den früheren Autoren übel, daß sie nicht Kennern ihre Werke widmen: „Wie viel Mühe kostet es nicht, wenn wir denjenigen zum Apollo unsrer Zeiten machen, welcher mit einem Gelehrten weiter keine Ähnlichkeit hat, als die große Perücke!" „... ein Poet glaubt, er könne seinem Gönner nicht angenehmer schmeicheln, als wenn er ihn auch einen Dichter heißt. Es erklärt sich dieses aus den Regeln der Eigenliebe, welche eine jedwede Art der Schriftsteller für ihr Handwerk hat. Wird ein Arzt ein Schriftsteller, so wird er sagen, daß ein Mäcenat, an den die Zueignungsschrift gerichtet ist, auch ein Arzt sey; und ein schreibender Rechtsgelehrter macht alle seine Gönner zu Ulpianen".

Über die Lobhudelei: „Sie wollen loben! Das ist genug! Ob aber die Züge in ihrer Lobschrift dem Originale ähnlich sind, das ist eine Sache, die man eben so genau nicht untersuchen, noch viel weniger aber von ihnen verlangen darf". „Sie haben nur eine Art zu loben, und ein jeder, den das Verhängniß dazu ersehen hat, daß er unter ihre Hände gerathen, und ihr Mäcenat werden soll, den stellen sie uns allemal, als den vollkommensten, als den tugendhaftesten Sterblichen vor". „Ein Autor schmiegt sich gemeiniglich in seinen Zueignungsschriften dergestalt vor den Füßen seines Gönners, daß ihm derselbe natürlicher Weise nicht anders, als groß, vorkommen muß".

Grell werden die Motive hierzu beleuchtet; die Formel in einer Zueignung „Mit Zittern wagt mein Kiel" wird glossiert: „Ein Dichter, der von seiner Fertigkeit zu reimen, von seinem

[1]) Satiren, Lpz. 1763, II. Tl., S. 299 ff.

Geldmangel, und von den Capitalen seines Gönners gewiß überzeugt ist, ist das unerschrockenste Geschöpf unter allen Thieren. Läßt sich also wohl mit Grunde von ihm sagen, daß er zittere? Ich glaube es nicht, und wenn er ja zittert, so geschieht es doch nur dem Reime und dem Sylbenmaaße zu gefallen". „Mich deiner Gunst empfohlen / Gunst heißt hier, und bey andern dergleichen Zuschriften, in poetischem Verstande, so viel, als baares Geld".

3. Auf denselben Gegenstand kommt Rabener zurück in der Satire „Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern ..." und zwar in der vorangeschickten „Zueignungsschrift an des Großen Sancho Panßa großen Esel" (1755)[2]), die halb Parodie und halb direkte Satire ist.

„Ich nahe mich also Dir mit der ehrfurchtsvollen Verbeugung, mit welcher sich ein verlassener Autor seinem Mäcenaten naht, und lege diese Schrift zu Deinem Hufe nieder. ... durch Deinen Namen, unsterblicher Esel, wird ... auch auf gegenwärtige Schrift ein Theil der Unsterblichkeit zurück fallen".

Diese Hoffnung hatte z. B. KONGEHL in der Vorrede zu seinem „Immergrünenden Zypressenwald" (1694) ausgesprochen: „Viel Unbekante werden durch Ihn bekant. Viel Weltberühmte werden mit eingeführet; Nicht / daß sie durch den Cypressen-Hayn mehr berühmet / sondern / daß der Cypressen-Hayn / ihres hohen Ruhmes / auch in etwas möge theilhafftig werden".

Gegen den Einwurf „Einen Esel zum Mäcenat!" verteidigt sich Panßa so: „Und warum nicht, meine Herren? Bin ich etwan der erste, der dieses thut? ... Ihr werdet selbst euern Zueignungsschriften ein trauriges Urtheil sprechen. Wie viele von euern Mäcenaten werdet ihr absetzen müssen, wenn die Dummheit hindert, der Mäcenat eines Autors zu seyn!" „... ist es denn so schlechterdings nöthig, daß ein Mäcenat die Schriften liest, die ihm gewidmet werden? Wie viel Mäcenaten lesen eure Schriften, und noch mehr, wie viele sind im Stande, sie zu verstehn?"

„Ich erwarte noch einen Einwurf, der bey vielen meiner Tadler der wichtigste ist, und den sie zu sagen, nur das Herz nicht haben. Wirst du von deinem Esel für die Zueignungsschrift nur einen Gulden, oder die geringste Belohnung erwarten können? Nein, ihr habt recht, nicht einen Gulden, nicht die geringste Beförderung. Aber desto uneigennütziger ist mein Vorhaben; destoweniger ist das Lob verdächtig, das ich meinem Esel gebe. Ihr martert euch, und eure Leser, um Tugenden und Verdienste zusammen zu

[2]) Satiren, Lpz. 1763, IV. Tl., S. 1 ff.

ſtoppeln, welche ihr euern Mäcenaten anpaßt: Allein bey Vernünftigen macht ihr dadurch euch und euren Helden lächerlich, und die Zueignungsſchriften überhaupt verächtlich. Ihr wißt es, und thut es doch, um mit hungrigen Händen eine kleine Belohnung zu erhaſchen, welche gemeiniglich gar auſſen bleibt, oder welche doch euer Mäcenat ſo ſpärlich zumißt, weil er ... noch mehr dergleichen unnütze Schwätzer zu ernähren hat, die ihm den gelernten Gruß, aus Begierde zum Futter, zurufen. ... Eine vornehme Neigung des Haupts iſt wohl alles, was ihr durch eure Demüthigung von euerm Mäcenat erpreſſen könnet. Wiederholt ihr mündlich eure Bitte, ſo werdet ihr machen, daß er mit einem trotzigen! Votre Serviteur! ſich von euch wendet, und die geweihte Schrift dem Kammerdiener hinwirft ..." „Die Hälfte unſrer Zueignungsſchriften ſind Satiren auf die Mäcenaten unſrer Zeit. Die Verfaſſer quälen ſich, die Welt zu betäuben und zu überreden, daß ihr niederträchtiger Wuchrer ein großmüthiger Verſorger der Verlaſſenen, ihr erlauchter Ignorant ein Kenner und Beſchützer der Muſen, daß er gerecht ſey, da doch das halbe Land unter ſeinen Räubereyen entkräftet ſeufzet".

VI.

Die Dichter etwa von 1730 bis 1750 sind selbständige, vom Adel unabhängige Bürger der großen Städte und geistigen Mittelpunkte Hamburg, Leipzig, Zürich. Sie haben sich von der Gelegenheitspoesie abgewandt und arbeiten für eine deutsche Dichtung teils durch theoretische und literarhistorische Grundlegung wie Gottsched, teils durch Übersetzung; durch die eigene Dichtung sucht man den Ausländern ebenbürtige Leistungen an die Seite zu stellen.

1. Bei dieser Selbstbewußtheit kommt für sie eine W i d m u n g an Adlige nicht mehr in Betracht; vielmehr wendet man sich an die zum Urteil Berufenen und Fähigen. Diesen neuen Grundsatz spricht allgemein zuerst GOTTSCHED aus: „Nichts iſt billiger, als daß man gelehrte Werke denen hauptſächlich zueignet, die Verſtand und Fähigkeit genug beſitzen, von ihrem Werthe und Unwerthe ein Urtheil zu fällen. Es iſt weder den Bücherſchreibern noch ihren Schriften zuträglich, wenn ſie in die Hände derjenigen verfallen, die bey aller ihrer Hoheit und Macht in der Welt, dennoch die Einſicht nicht haben, die zu gründlicher Beurtheilung ihrer Bemühungen gehöret. Da nun die Gabe der Unterſcheidung in freyen Künſten ſo gemein nicht iſt, als ſich wohl die meiſten einbilden, die ihren verderbten Geſchmack vor

den unbetrüglichen Probierstein darinnen ansehen: So kan ja ein Scribent nicht getadelt werden, der seine Arbeiten Kennern derselben; ja wo möglich, Meistern in der Kunst vor die Augen bringet" (Cato).

Gottsched widmet dieses Drama dem Leipziger Bürgermeister Langen, der sich durch eine Übersetzung von Corneilles „Cid" hervorgetan hat und somit zur Beurteilung des „Cato" berufen ist; andererseits ist er auch Musenbeschützer: „Wie nun E. E. Rath allhier, sich in allen Stücken rühmlichst angelegen seyn lässet, . . . dem Exempel unsers unvergleichlichen Augusts so viel möglich nachzufolgen: So hat auch der hiesige Schauplatz fast jährlich neue Vortheile und mehrere Vergünstigungen von demselben erhalten; und wird also den Anwachs seiner Vollkommenheit fast lediglich dem Schutze und guten Geschmacke einer so weißen Obrigkeit zu danken haben". Hier ist deutlich das Lob auf den musenschützenden Landesherren angewandt auf städtisch-bürgerliche Verhältnisse. Nur der Rang des Adressaten und der Bereich seines Wirkens ist ein anderer, der sachliche Inhalt des Lobes ist derselbe und sogar noch in den barock-höfischen Ausdruck eingekleidet: „Warum sollten nur Thalia und Melpomene unter uns keinen anständigen Aufenthalt finden; da alle ihre übrigen Schwestern seit undenklichen Jahren allhier ihren beständigen Sitz gehabt?"

Man hebt die Kennerschaft des Adressaten hervor, ob er nun Bürgerlicher oder hin und wieder Adliger ist. „Ew. Hochwohlgebohrne Gnade haben durch den Beyfall und die Hochachtung, welche Dieselben gegen die Verdienste und Schriften Sr. Hochweisheiten des Herrn Brockes längstens bezeuget, eine Probe von Dero eigenen rühmlichen Eigenschaften abgeleget; Dieselben haben hiedurch bewiesen, daß Sie nebst andern Weltbekannten Verdiensten auch zugleich eine ausnehmende Fähigkeit besitzen, das Wahre, das Ueberzeugende, und das Nützende einzusehen . . . Aus diesem Grunde rechtfertige ich mein gegenwärtiges Unterfangen; da Ew. Hochwohlgebohrne Gnaden ich diese neue Auflage des zweyten Teils des Irdischen Vergnügens in Gott, öffentlich zueigne" (HAMANN).

„Sie sind ein grosser Kaufmann, der ungeachtet seiner weitaussehenden und mühsamen Verrichtungen, dennoch ein besondrer Liebhaber wohlgeschriebner Poesien ist. Sie wissen auch mit Verstande davon zu urtheilen. Der gute Geschmack in dergleichen Sachen scheint Ihnen fast angebohren zu seyn. Das weltberühmte Leipzig, woselbst die Musen gleichsam zu Hause sind, ist auch der Ort, wo Eure Hochedeln zu Hause gehören. Hier sind Sie mit aller

möglichen Sorgfalt auferzogen worden. Hier haben Sie lauter Meisterstücke und Poetische Vollkommenheiten von Jugend auf gesehen, gelesen und beurteilen hören. Was ist es demnach Wunder, wenn Dero Einsicht in allen Arten der Gedichte ausnehmend und unverbesserlich ist?" (STOPPE, Parnaß im Sättler). Derselbe Autor an denselben Adressaten:

„Der Helikon umkränzt Dein Bild,
Als eines großen Musengönners;
Doch auch als eines ächten Kenners,
Deß Beyfall vor viel andern gilt.
Was ein Geschmack von Deiner Stärke,
Was Winklers Einsicht würdig preist:
Das ist kein Frühkind roher Werke,
Das seines Vaters Jugend weist." (Neue Fabeln, 2. Tl.).

„Die Musen ehren Dich, o Graf, seit langer Zeit,
Der Pindus ist Dir längst, so wie Du ihm geweiht.
... ein gelehrter Schweiß Dir Stirn und Wangen netzte.
Dein wachsender Geschmack,
Ward durch kein Flittergold der Sänger eingenommen"

(GOTTSCHED, Neukirch-Ausg.). Derselbe in einem Widmungsgedicht an drei „witzerfüllte" Gräfinnen:

„An Witz und Schönheit Halbgöttinnen:
Verstand und Anmuth sind hier gleich"

(Krit. Dichtkunst, ^{3}1742).

Nicht nur haben sich die bürgerlichen Dichter von der Abhängigkeit vom Adel befreit, sondern sie stellen sogar Forderungen an ihn; nicht nur verlangen sie bei der Widmung an Adlige Kennerschaft, sondern sie fordern ihn auch auf, seinen kulturellen Pflichten nachzukommen.

„... können die Deutschen auf ihre Gedichte nicht so viel Zeit wie andere anwenden, weil die Belohnungen nicht so reichlich fallen. ... Es bleibt freylich allzu wahr, daß freygebige Maecenates auch Virgilios erwecken können; ... Doch ohngeachtet die Deutschen alle diese Vortheile nicht zu gewarten haben, so ist dennoch unsere Poesie so hoch gestiegen, daß wir uns vor keinen Ausländern schämen dürffen" (HANCKE, Geistl. u. Moral. Ged.). „Wir treffen noch zuweilen solche Ausarbeitungen an, welche den vorigen (des Altertums) nicht nachzusetzen sind; vielleicht dürfften wir noch mehrere wahrnehmen, wenn sich viel äusserliche Umstände zu ihrer Hervorbringung geneigter bemercken liessen, und die Künste bey der beschattenden Teder eines Beförderers allezeit aufzublühen das Glück hätten" (BOCK, Pietsch-Ausg.). GOTTSCHED ruft dem Adel

zu: „Ihr liebt die Dichtkunst; schützt sie nun!“ (Krit. Dichtkunst, [3] 1742). Nachdem die innere Selbständigkeit erreicht ist, wäre das Maecenatentum wieder erwünscht.

Den Verdacht der Schmeichelei sucht man ängstlich fernzuhalten.

„... vor dem Vorwurfe gesichert ..., welchen man den gewöhnlichen Zuschriften mit Rechte machen kan. Denn da ich Denenselben hier weder für eine genossene Wohlthat danken, noch mir eine neue Gewogenheit ausbitten darf: So wird der Verdacht einer Schmeicheley gänzlich von mir wegfallen“ (SCHWABE, Gottsched-Ausg.).

„Ich weis, Gott Lob! sehr schlecht zu heucheln,
Noch Leuten ohn Verdienst durch falsches Lob zu schmeicheln.
Denn wollt ich mich so weit vergehn:
So würd ich reicher seyn, und zehnmal besser stehn.
Ich bin zu grob zu dieser Kunst; ...
Ich lobe Dich; doch nein! ich schweige,
Indem ich Dir dadurch doch kein Dienst erzeige.
...
Die Demuth macht Dich groß, ..
Ich darf Dich nicht erst hoch erheben“
(STOPPE, Neue Fabeln, 1. Tl.).

Die selbstbewußten Dichter geben die Widmung überhaupt auf, wie z. B. der angesehene und wohlhabende Bürger der Freien Reichsstadt Frankfurt am Main, v. UFFENBACH[1]) „... ich ... meine neue Geburth ... ohne einen erbehtenen Schutz eines Pathens, das ist, ohne Zuschrift, in die Welt laufen lasse, und ihrem Schicksale, ohne Kummer, wie solches seyn möge, übergebe“.

2. Die Auffassung vom Publikum hat sich völlig gewandelt. Für die höfisch-gelehrten Dichter hat die meiste Gültigkeit das Bild, das v. ZIEGLER wiederholt angewandt hat: „Endlich erkühnet sich meine Asiatische Banise, ... sich auf dem schauplatz[2]) der schrifft-eckeln welt vorzustellen“ (1688) und: „Da die super-kluge Welt Schritt und Blick ihres öfters untadelhafften Nächstens auffs schimpfflichste durchzeucht ...: Wievielmehr hat sich der zu befürchten / welcher sich der gantzen Welt durch die Feder auff einem Theatro[2]) vorstellig machet“ (Tägl. Schauplatz d. Zeit, 1695).

Das Publikum gleicht den Zuschauern im Theater, die, ohne Kritik im einzelnen, nur ihren Beifall oder ihr Mißfallen kundtun, dem Stück applaudierend oder es auspfeifend. Vor

[1]) Goethe, Dichtung und Wahrheit, 2.
[2]) Von mir gesperrt.

diesem Augenblick der Entscheidung bangt der Autor: es ist „ein gefährliches unternehmen ..., ſich der ſcrupuleuſen welt durch ſchrifften zu offenbahren" (ZIEGLER, Banise). Sie ist zu beeinflussen durch die Widmung an einen Adligen, der durch sein Patronat der Masse der Leser Respekt einflößt und ihr Urteil zu des Autors Gunsten wendet. Trotzdem ist die Wirkung ungewiß; und wenn das Publikum gesprochen hat, so ist damit das Werk unwiderruflich gerichtet. Der Autor aber bedarf der Aufmunderung durch ein günstiges Urteil, denn er besitzt weder Selbstgefühl genug, um ein ungünstiges zu verwinden, noch Gleichgültigkeit genug, um ganz auf ein Urteil verzichten zu können.

Der selbständige, vom Adel unabhängige bürgerliche Dichter etwa des 4. und 5. Jahrzehnts sieht das Publikum als einen unparteiisch und sachlich urteilenden Gerichtshof. Diesen Vergleich gebraucht HAGEDORN: „Man muß dir ... von gegenwärtigen Blättern Rechenſchaft geben, vernünftiger Leſer! Ich weiſe mich dir, als einem R i c h t e r,[3]) vor dem ich mich verantworten ſoll, deſſen Urtheil ich jedoch . . . mich gerne unterwerffe" (Nebenstd., 1729).

Kenner sollen also die Kunstrichter sein. Hagedorn denkt sich eine gelehrte Gesellschaft, in der der Dichter als Mitglied und Gleichberechtigter sein Werk zur Prüfung vorlegt. Er darf in keiner Weise das Urteil der Versammlung durch Schmeicheleien oder Bitten zu beeinflussen suchen. Diese prüft sachlich und ins einzelne gehend, spricht ihre Bedenken aus, erhebt hier und da Einwände, macht vielleicht auch selbst Verbesserungsvorschläge und gibt schließlich dem Autor wohlwollend sein Werk zurück, in dessen nächster Auflage er die vorgeschlagenen wie auch eigene Änderungen anbringen kann, um dann wiederum und so noch öfters vor den Richterstuhl der Kenner zu treten.

Die bürgerlichen Dichter etwa der Zeit von 1730 bis 1750 nunmehr wahren die rechte Mitte in der Haltung zum Publikum: weder zaghaft, noch überheblich und gleichgültig, legen sie ihr Werk, gleichsam wie ein Maler hinter seinem Bild zurücktretend, den Lesern vor und bitten sie, ihre Urteile lautwerden zu lassen. Ihr Werk ist noch unabgeschlossen und soll erst allmählich mit Hilfe der Einwände und Verbesserungsvorschläge der Leser fertiggestellt werden.

Programmatisch spricht diese neue Einstellung zum Publikum HAGEDORN aus in der Vorrede seiner ersten Veröffent-

[3]) Von mir gesperrt.

lichung „Versuch einiger Gedichte oder Erlesene Proben poetischer Nebenstunden“ (1729): „... ich mich ... dem Bedencken kluger Kenner gerne unterwerffe, und die Erinnerungen grosser Meister für einen Vortheil halte, der meiner Feder eine gewisse Richtschnur und meinem Geschmacke eine zuverlässige Beyhülffe seyn wird. ... Ein jeder, der mich mit Vernunft und Bescheidenheit tadelt: ein jeder, der mir zu entdecken weiß, warum ich ihm mißfalle, verbindet mich ... zur aufrichtigen Danckgeflissenheit. ... Wir leben zu einer Zeit, da man keinen Fehler unangemerckt begehen, noch die Gesetze der Wahrheit ungestraft verletzen darf. Diese lobenswürdige Freyheit gereichet dem guten Geschmacke zum unschätzbaren Vortheile, und es wird, vermöge ihrer, vielen Unrichtigkeiten die Larve abgerissen, die man vielleicht sonst für regelmässige Muster abgenommen hätte. Sie ist von unsäglichem Nutzen, und ich muß es ihrem ersprießlichen Gebrauche verdancken, daß man sonder Zweifel meiner nicht verschonen, und alles, was ich schreibe, möglichst untersuchen und prüfen wird. Meine poetische Erstlinge begehren also bescheidenen und geschickten Tadlern nicht zu entfliehen. Sie wünschen sich nicht von andern eine grössere Gelindigkeit, ein zärtlicheres Nachsehen, als ich ihnen selbst zugestanden. Ich untergebe sie demnach auch den critischen Augen, und kan (ohne mit meinem Leser in dieser Vorrede complimentiren zu mögen) die Versicherung aufrichtig wiederholen, daß ich mich zwar an hämischem Klügeln nicht kehren, doch aber vernünftige Urtheile mit Vergnügen abwarten wolle. ... Aus denen vor Augen liegenden Proben werden sie meine Kräffte leichtlich erkennen, und das Mißtrauen, so ich in sie setze, durch ihre Beurtheilung vermindern, oder vermehren können“.

Die Auffassung, daß Kunstwerke durch die Beteiligung mehrerer vervollkommnet werden könnten, ist die konsequente Anwendung des liberalen und demokratisch-parlamentarischen Prinzips der Freien Städte auf das Gebiet künstlerischen Schaffens. HAGEDORN ist „erbötig, eine jede (Anmerkung) auszumerzen, die sechs einhellige Stimmen für entbehrlich erklären. Unter diesen Stimmen müßten wenigstens zwo aus dem schönen Geschlechte seyn“ (Moral. Ged.).

Von wissenschaftlichen Veröffentlichungen stammt wohl diese Auffassung her, und hier besteht sie ja auch, wenn es sich um umfassende Arbeiten handelt, durchaus zu Recht. So kennt auch GOTTSCHED die Zweckmäßigkeit der Mithilfe mehrerer und bittet „alle Sprachkenner, die etwas zum gemeinen Besten beytragen wollen“, ihm „hülfreiche Hand ... zu leisten; damit diese Sprachkunst dereinst nicht mehr meine, sondern des

ganzen gelehrten Deutſchland ſeine heißen könne" (Dtsche. Sprachkunst, [4] 1756).

Doch auch bei den Dichtern der Aufklärung ist diese Erwartung nicht befremdend; ihre Dichtungen sind stark gedanklich (beschreibende und Lehrgedichte) und keine geschlossenen Werke großer Gattungen, die als Einheit konzipiert wären, sondern Sammlungen kleiner Gedichte oder Übersetzungen.

3. Viel wichtiger aber als die Frage, ob eine Mitarbeit des Publikums durch die Äußerung seiner Kritik zweckmäßig sei, ist es, daß man sich überhaupt an das Publikum vertrauensvoll wendet, nicht gehemmt durch Furcht oder Verachtung. Freilich sucht man erst noch Kenner, aber man kann sich doch auf eine feste Gemeinschaft stützen: die Gebildeten der Stadt, in deren Reihen die Liebhaber und Urteilsfähigen sind.

Man hat jetzt die richtige Einstellung zum Publikum und zur Kritik gefunden; die Angst vor Tadlern ist geschwunden. HAGEDORN will nicht den „Machtſprüchen" der „übelgeſinnten Leſer" dadurch entgehen, daß er „ſeine Zuflucht zu den Kunſtgriffen abgeſchmackter Selbſtverachtung nehme" (Nebenstd.). RABENER: „. . . würde ich meine Leſer beleidigen, wenn ich an ihrer Billigkeit und Einſicht bey aller Gelegenheit zweifeln wollte" (Sat., 3. Tl.). GELLERT ist überzeugt: wenn der Autor „ein gut Gewissen hat: so kann er sicher auf die Billigkeit der Critik hoffen. Sie wird ihm über lang oder kurz Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ohne daß er sich selber ins Spiel mengt . . . Die Welt ist klüger, als der Autor und Gegner. Sie ist auch billiger, als beide. Also wird sie die Sache schon ausmachen" (Lustspiele).

Man nimmt vor den Angriffen neidischer Tadler seine Zuflucht zu der Einsicht des gerecht denkenden Lesers.

„Was aber das verhaßte Wort »ausſchreiben« anlangt, deſſen ſich dieſe ſcharfſinnige Kunſtrichter, nach der ihnen zukommenden dictatoriſchen Macht auf dem Parnaſſe zu bedienen beliebt: ſo überlaſſe ich es zwar der Beurtheilung meiner Leſer. Dieſe mögen es entſcheiden, ob es nicht ein wenig zu hart ſey; . . . Doch geſetzt, ſie behielten recht; ſo würde ich doch vor ihrem Machtſpruche . . . wenig erſchrecken" (GOTTSCHED, Krit. Dichtkunst, [2] 1737). Selbst ein Autor, der für die Unterschicht schreibt, fühlt sich sicher in dem Schutze des Publikums, den früher der Adressat der Widmung gewährte: „. . . bekümmere mich um nichts weniger als das, was Momus davon raiſonniren wird, ſondern ich

ſtehe vielmehr inzwiſchen, wie Apelles, hinter der Decke, laſſe denſelben nach Belieben urtheilen, und recommendire mich unterdeſſen in des geneigten Leſers Affection" (Polimon, Emma und Eginhard, 1749).

Der Autor fordert das Publikum ausdrücklich zur Kritik, zur Mitteilung und Mitarbeit (bei wissenschaftlichen Werken) auf, um das Werk zu verbessern und allmählich der Vervollkommnung entgegenzuführen.

GOTTSCHED bittet um Kritik und Mithilfe in fast allen Vorreden zu den verschiedenen Auflagen seiner „Kritischen Dichtkunst" (^{1} 1730) und „Deutschen Sprachkunst" (^{1} 1748). HALLER: „Die Leſer können darüber Richter ſeyn. Ein Verfaſſer iſt über ſein Werk zu urtheilen ſelten tüchtig" (Schweiz. Ged., ^{2} 1734). „... der Verfaſſer ... wird ... ſich, ... wo er es nicht ſolte getroffen haben, eine vernünftige Critic zu Nutz machen" (v. LOEN, Rivera). V. BORCKEs Übersetzung von Shakespeares „Julius Caesar" „erscheint ... nackt und bloß, ohne Beschirmung und ohne Verteidigung. Ein jeder mag davon urteilen, was ihm beliebt; genug, daß der Verfasser seinen Zweck erhalten. Niemand aber wird ihm einen größern Gefallen tun, als wer die gegenwärtige Arbeit vernünftig durchzieht, und die häufigen Fehler daraus entdeckt." „Man kann nicht viel von seinen Schriften sagen, wenn man sich nicht zugleich selber loben oder tadeln will. Ich werde daher den Leser mit keiner langen Vorrede ... aufhalten. ... Der Autor hat ja auch bey dem Gerichte über seine Werke keine Stimme. Er muß es die Welt, insonderheit die Welt der Kenner ausmachen lassen, ob seine Schriften gut sind oder nicht" (GELLERT, Lustspiele). „Man wird mich, mit Recht und mit Unrecht, tadeln. Beydes beſtärket mich in dem Entſchluß, was ich geſchrieben habe, oft zu verbeſſern, ſelten mehr zu ſchreiben, immer zu lernen" (HAGEDORN, Moral. Ged.). „Ich will mich und meine Sammlung dem Urtheile der Leſer überlaſſen, ohne zu flehen und ohne zu trotzen. Man kann leicht glauben, daß ich als Autor zu viel Empfindung habe, bey dieſem Urtheile gleichgültig zu bleiben. Der Beyfall der Kenner macht mich ſtolz; der Beyfall derer, die nicht Kenner ſind, macht mir ein Vergnügen" (RABENER, Sat., 3. Tl.).

4. Die Kritik soll sich dementsprechend umstellen: Schmähungen und Verurteilungen in Bausch und Bogen müssen aufhören, dafür sollen an einzelnen Stellen Fehler aufgezeigt und begründet und somit einer Verbesserung der Weg gewiesen werden. Diese Forderung stellt als einer der ersten REINBABEN, indem er einen Kritiker des Tasso tadelt:

„Wer ſiehet nicht der den Tasso geleſen / von was vor Unerheblichkeit dieſe Einwürffe ſeyn / und auf was vor einem ſchlechten Grunde ſie beruhen? Denn da dieſer gute Pater Mambrun dem Tasso . . . das Urtheil der Verdammniß geſprochen / hätte er auch zugleicher Zeit ſein Verbrechen anführen / und diejenigen Oerter oder ſtellen des Gedichtes zeigen ſollen / wo er geſündiget hat / denn wenn Verachten genug wäre / ſo würde es jedwedem leichte ſeyn / die berühmteſten Schrifften zu verkleinern und zu nichte zumachen. Allein die rechte Critique wil etwas mehrers haben / es müſſen diejenigen Stellen / die man tadeln wil / angeführet und genau unterſuchet / auch der Fehler wo und in was er eigentlich beſtehet / nach den Regeln der Kunſt gewieſen werden / Welches alle gute Critici zu thun pflegen."

Gg. Fr. MEIER verlangt von der rechten Kritik ebenfalls Begründung: „Ich unterwerffe mich billig der Beurtheilung verſtändiger Leſer, und ich werde mir auch einen vernünftigen Tadel zu Nutze machen. Wer mir Fehler zeigen wird, wenn er nur hinlängliche Gründe ſeines Tadels anführt, und wenn es ihm nur um die Sache ſelbſt zu thun ſeyn wird, dem werde ich mich für verpflichtet erkennen. Allgemeine Vorwürfe, die ohne Beweis vorgetragen werden, ſind ebenſo zu betrachten, als die Verleumdungen im gemeinen Leben . . . man muß ſich durch dergleichen allgemeinen Tadel nicht unruhig machen laſſen" (Anfangsgründe, 1. Tl., [1]).

5. Um aber ein richtiges Urteil oder begründete Einwände zu erlangen, muß der Autor selbst eine Grundlage schaffen, den Boden bereiten, auf dem eine fruchtbare Auseinandersetzung vor sich gehen kann. Durch eine kurze theoretische und literarhistorische Erörterung (Erwähnung der Vorgänger in der Behandlung des Stoffes oder in derselben Dichtungsgattung) leitet der Dichter das Publikum zum Verständnis des Werkes an.

Es ist 1736 bereits „Gewohnheit in . . . Vorreden . . ., etwas zum Lobe, zur Vertheidigung, zur Verbeſſerung oder zur Aufnahme der Dichtkunſt beyzubringen" (SCHWABE, Gottsched-Ausg.). Das verspricht mehr Wirkung als Selbstlob oder Bitte: „Nunmehr ſollte ich (BODMER) „von meiner Uberſetzung (Miltons) reden, wenn nicht aus demjenigen was ich von meinen Vorgängern geſagt, genug zu erſehen wäre, worauf ich . . . meinen Fleiß und Gedancken gerichtet habe. Zu ſagen worinne ichs vermeine getroffen zu haben, würde mir den Verdacht einer Partheiligkeit zuziehen; und zu erwehnen worinne ich mein Werck ſelbſt ſchwach und tadelbar finde, welches mir vielleicht eben ſo leicht als einem andern ſeyn würde, dörffte eine erdichtete Beſcheidenheit geſcholten werden."

„Es brauchte also gegenwärtiges Buch gar keine Vorrede, wenn ich nicht für nöthig erachtete, mich über ein und anderes darin enthaltenes Stücke mit dem geneigten Leser um deutlichern Begriffes halber zu besprechen" (v. UFFENBACH). HAGEDORN: „Vielleicht erfordern diese Oden und Lieder keinen Vorbericht: vielleicht ist es doch auch nicht überflüssig, etwas von dieser Art der Poesie anzumerken."

Eine Einführung ist geradezu unentbehrlich, „weil zu fürchten ist, daß ohne Unterrichte von dem, was wahrscheinlich, von der Fabel, von der Parabel, und der Allegorie, solche Leser, die ihren Geschmack nicht in den poetischen Schriften der Alten, sondern in den geistlosen Romanen der Neuern formiret haben, nicht nur keine Lust an Miltons Gedancken und Vorstellungen finden, sondern vielmehr davon dörften irre gemacht werden" (BODMER). Selbst den Autoren der Unterhaltungsliteratur ist die Auffassung der Vorrede als einer Einführung geläufig geworden: „Man würde es einen (!) Baumeister schlechten Dank wissen, wenn er noch ein so herrliches Gebäude aufführet, und an demselben aber die Thüre oder Eingang wegließe... Also sagte ein sehr guter Freund zu mir, als ich gegenwärtiges Werckgen übersetzet (Leben Charl von Orleans), würden sie nur halben Dank verdienen, wenn sie demselben keine Vorrede, als zu einer Thüre den Schlüssel beyfügten."

Zur Erleichterung der Urteilsbildung pflegt man, „bey denen Uebersetzungen . . . beyde Sprachen um deswillen einander gegen über (zu) setzen, damit der Leser, ob die Uebersetzung wohl oder übel gerathen? urtheilen könne" (HANCKE, Ged., 1. Tl.).

Die Autoren, die auch auf die unteren Stände wirken wollen, können von diesen keine belehrende Kritik erwarten. Sie wollen einfach ihre Leser belehren; deutlich zeigt dies die schlichte Ausdrucksweise und klare, schulmäßige Darstellung etwa in GELLERTs Vorreden, besonders in der zu den „Geistlichen Oden und Liedern".

Er teilt die Oden unter in „Lehroden" und „Oden für das Herz" und erläutert die Stilbedingungen beider Arten: „Es gibt eine doppelte Gattung der geistlichen Oden; zu der einen gehören die Lehroden, zu der andern die Oden für das Herz. Wir benennen sie so, nachdem mehr Unterricht oder mehr Empfindung darin herrscht. Es wird also auch eine doppelte Schreibart dieser Oden geben." Oder er zitiert einige Verse eines alten geistlichen Liedes und fragt: „Und warum ist diese Stelle so schön?"

Er spricht die lehrhafte Absicht seiner geistlichen Gedichte so direkt aus, wie es wenige Autoren zu offenbaren pflegen, wenn sie auch nebenbei dieses Ziel erwähnen. „Daß der Verstand in den Liedern unterrichtet . . . werde, ist eine sehr notwendige Pflicht, wenn man die unrichtigen Begriffe, die sich die Menge von der Religion macht, den Mangel der Kenntnis der Wahrheiten derselben, und die täglichen Zerstreuungen bedenkt."

6. Die Würde der Dichtkunst und des Dichters hat sich beträchtlich gehoben. In der vorangegangenen Zeit wurden zuweilen Klagen darüber laut, daß die Dichtkunst keinen Nutzen einbringe. Nach PFEFFERs Ansicht ist es „eine der armſeligſten Professionen . . . / wenn einer / der den Nahmen eines Gelehrten führen will / ſonſt nichts gelernet hat / damit er in der Welt fortzukommen / und ſich einſt zu ernähren gedenckt / als nur mit Kummer und Noth einen Bogen Verſe zuſammen zu ſchreiben. . . . Dannenhero auch ein . . . kluger Mann die Wiſſenſchafft einen galanten Verß zu ſchreiben / mit den Bändern und Spitzen / . . . das Haupt-Studium aber mit dem Kleide ſelbſt geſchicklich verglichen: Denn wie man dieſes nothwendig haben muß, jener aber gar wohl entrathen kan / alſo muß ein ſtudirender Jüngling die Theologie, oder die Jurisprudenz, Medicin, Oratorie, uſf. als ſein Haupt-Werck / die Poeſie aber nur als ein Neben-Werck und Mittel-Ding / das man haben und nicht haben / beſitzen und entbehren kan / und für eine bloſſe galanterie halten" (Poet. Erquickstd., 1. Tl.). MENKE: „. . . praetendire ich keines weges den Nahmen eines Poeten, welcher ohnedem zu ietziger Zeit ſo wenig Ehre als Geld einbringet, und es reuet mich nicht, daß ich meine beſte Zeit auff etwas nützlichers angewendet" (Galante Ged.).

Gegen diese „pöbelhafte Sprache des Eigennutzes", diejenigen Künste und Wissenschaften, die „nicht ſichtlich bereichern können", für „brodlos und daher verwerflich" zu halten, eifert HAGEDORN (Nebenstd.).

Diese Generation etwa des 4. und 5. Jahrzehnts wendet sich von der Gelegenheitspoesie ab. HANCKE glaubt, daß „nichts abgeſchmackters ſeyn kan, als wenn uns einige Autores alle Gedichte, die ſie jemahls verfertiget, aufdringen wollen; Gleich als ob der gelehrten Welt ein empfindlicher Verluſt zuwachſen würde, wenn man nicht, wie lange zum Exempel dieſer oder jener an der Gicht kranck gelegen? oder durch was vor Mittel ein Braut-Paar zuſammen gekuppelt worden? durch dergleichen eckelhaffte Reimerey der Nachwelt bekannt gemacht hätte" (Ged., 1. Tl.).

„Nur ist zu bedauren, daß . . . bisher noch keine von seinen (Wentzels) Poesien kund geworden sind, als die er nach Veranlassung gemeiner Vorfälle von Promotionen, Geburts-Tägen, Leichen-Begängnüssen, und dergleichen, mehrentheils mit fliegender Feder aufgesetzet; Bey denen auch der aufgeweckteste Kopf, wenn man so hinter einander fast immer einerley mit nur veränderten Worten und Erfindungen sagen soll, stumpf und verdrießlich werden muß; Da hingegen bey andern vermischten Moral- Lehr- und Sinn-Gedichten, die man aus eigener Lust, nach zufälligem Gemüths-Triebe, setzet, der Geist viel munterer, und zu schönen Gedancken geschickter ist" (AMTHOR).

„Ich halte die Poesie für viel zu edel, als daß ich sie allerhand freudigen Gelachen[4]) widmen sollte. Denn welcher Verlobungs- und Hochzeittag, darinnen sogenannte Gedichte ausgetheilet werden, geht wohl ohne Fressen und Saufen vorüber? und welcher Geburts- Tauf- und Namenstag wird bey den meisten Mäcenaten der Gebratensjänger ohne Ueberfluß beschlossen? Zugeschweigen, daß dieserley Arten Gedichte nur in vielen Lobeserhebungen und Wünschen bestehen müssen, wenn sie angenehm seyn sollen. Wie leichte wird dabey der Dichter zum Schmeichler und Lügner" (LINDNER).

Statt der Gelegenheitspoesie taucht ein neues Ziel der Dichtung auf: die Belehrung und Erziehung der Leser, durch „Moral-, Lehr- und Sinn-Gedichte", oder indem man sie auf Gottes Güte und Weisheit aufmerksam macht, sie aus ihrer Trägheit aufrüttelnd, worin Brockes' Herausgeber seine „Verdienste um die Menschheit" sehen. Dichtung ist für den Dichter jetzt eine verantwortungsvolle Pflicht.

„Die Stunden, welche Ihm (Brockes) die mühsamen Pflichten seines Amts übrig gelassen, hat Er denen Pflichten gewidmet, die Er schon seit vielen Jahren als ein vernünftiger Zuschauer der Werke Gottes und als ein Lehrer der Natur ausgeübet hat" (Her. d. 7. Tls. d. Ird. Vergn.). Brockes hat sein Leben „unter so viel wichtigen und dem Vaterlande ersprießlichen Geschäfften, auch dazu an (ge)wendet, das wahre Irdische Vergnügen der Menschen zu befördern" (Her. d. 2. Tls. d. Ird. Vergn., [3] 1733). Die Dichtung geht noch neben den Amtspflichten einher, ist ihnen aber nicht mehr untergeordnet.

Für GELLERT „ist es unstreitig eine große Pflicht der Dichter, diese Kraft der Poesie vornehmlich den Wahrheiten und Empfindungen der Religion zu widmen. . . . Ich habe in

[4]) = Gelagen?

den nachstehenden Oden und Liedern diese Pflicht zu erfüllen gesucht."

SCHWABE rechnet mit der Selbsterniedrigung der früheren Autoren ab und vertritt eine sehr hohe Auffassung vom Dichter.

„Deine Einbildung, womit Du diese Vorrede zu lesen anfängst, wird dir gewiß fehl schlagen. Ich muß Dir solches gleich bey dem Eingange entdecken, damit Dein Verdruß nicht gar zu heftig werde, wenn Du dasjenige nicht gefunden hast, was Du doch nothwendig anzutreffen vermeynet. Du forderst vermuthlich von mir, als ein Recht, welches Dir ohne Ausnahme zuständig ist, ich solle Dich mit kläglichen Worten um Verzeihung bitten, daß ich mich gewaget, ein Buch voll Verse (Gottscheds Ged.) ans Licht zu stellen; weil doch alle Bücherläden, nach Deiner Meynung, davon voll sind. Ich habe Dir solches auch erstlich nicht versagen wollen, da ich nachdachte, was ich Dir auf den ersten Blättern dieses Vorberichts sagen könnte. In dieser Absicht sammlete ich mir die besten Redensarten, mit denen man sich bey der gelehrten Welt zu entschuldigen pflegt, daß man ihre Bücherverzeichnisse mit dem Titel »Gedichte« verstärket. Allein ich konnte mich nicht überreden, daß die Dichtkunst unter allen andern Künsten und Wissenschaften die geringste seyn sollte. Ich sah alle Messen so viel andere Bücher von allerhand Art heraus kommen, die sich nicht mit einer so übel angebrachten Demuth und Schamhaftigkeit in unsere Büchersäle einschmeichelten. . . . Sie hatten nichts an sich, welches ihnen einen Vorzug vor den bereits verhandenen Stücken hätte geben können. Nichts destoweniger durften sie sich doch mit einem gewissen Trotze für unentbehrlich . . . ausschreyen. . . . Dieses machte mich stutzig, und ich wußte nicht, was für ein feindseliges Gestirn allein die Herausgeber poetischer Werke verfolgen sollte, daß sie sich meistentheils einer liebkosenden Begleiterinn bedienen müßten, wenn sie einen Zutritt erlangen wollten. Es lag mir beständig im Sinne, daß die erste Welt einen poetischen Ausdruck für die Sprache der Götter[5]) gehalten hatte. . . . Itzt aber sollte ich die Freunde der Musen gleichsam in der Sprache der Supplicanten reden hören: Das war zu viel! Ein so niederträchtiges Verfahren schien mir der majestätischen Hoheit der Dichtkunst zuwieder zu seyn, und ich glaubte, daß nur die kleinsten Geister dazu fähig waren. So gleich verbannete ich alle die schönen Blümchen, womit ich meine Vorrede auszuzieren, und Dich wegen der gesammleten Gedichte um Vergebung zu bitten entschlossen war. Ich wollte lieber Deine Hoff-

[5]) Von mir gesperrt.

nung zu Schanden werden laſſen, als dieß Buch und mich beſchimpfen."

Der Dichter ist der Anwalt des Bürgerstandes, überhaupt aller Unterdrückten. „Die . . . freye Gedancken (»Von der Verbeſſerung des Staats«) ſind allgemeine Klagen: der Verfaſſer bringet ſolche vor die gantze Welt. Welche Vermeſſenheit! wer hat ihn darüber zum Advocaten gemacht? Iſt er ein Lehrer? Iſt er ein Prediger? keines von beyden; aber er dienet ſeiner eigenen Sache: er iſt aus dem groſſen Geſchlecht der Menſchen: er empfindet auch die Mißbräuche und Ungerechtigkeiten, die heut zu Tage herrſchen: was iſt natürlicher, als daß man ſich beklaget, wenn man leydet?" (v. LOEN, Rivera).

Während man früher keinen Ruhm zu erstreben vorgab, ist man jetzt nicht mehr gleichgültig für den Nachruhm, denn die Nachwelt kann besser urteilen und der so erlangte Ruhm wird dauerhafter sein.

HAGEDORN: „. . . wir uns der Nachwelt, als einer Richterin, zeigen, die unerbittlich, und nicht weniger, als die jetzigen Zeiten, über uns zu erkennen, berechtiget iſt" (Nebenstd.). „Jahre ſind es, die den eigentlichen Wehrt der Werke des Witzes feſtſetzen. Freunde und Feinde ſind parteyiſch. Nur die Nachwelt entſcheidet ohne Vorurtheile" (Moral. Ged.). GELLERT: „Die Welt muß . . . etlichemal aussterben, ehe eine Schrift das gewisse und untrügliche Siegel ihrer Güte und Schönheit erhält. Und das größte Lob der gegenwärtigen Zeit wird unsern Werken, wenn sie bloß mittelmäßig sind, nichts helfen, als daß . . . sie zehn oder zwanzig Jahre in den Bücherschränken bestäubt stehen und endlich vom Staube verzehrt werden" (Lustspiele). „Sollen wir nur alsdann arbeiten, wenn Der Ruhm und Beifall der Welt sich zu unserer Belohnung darbeut? Ist die Erfüllung seiner Pflicht nicht Ruhm genug, wenn auch alle Zungen der Menschen schwiegen? Ist der Beifall seines Gewissens nicht Ehre genug, wenn uns auch die ganze Welt für einen fanatischen Geist ansähe? Sollte die große Absicht, Weisheit und Tugend unter den Menschen auszubreiten und die Ehre des Stifters unsrer Religion zu verherrlichen, kein Ruhm sein?" (Geistl. Oden und Lieder).

Der Dichter hat also eine Pflicht, ein Amt, für das er vor seinem Gewissen verantwortlich ist. Er ist also in kaum 50 Jahren aus dem Diener und unterhaltenden Freund (wie es die Gelegenheitsdichter waren) zum Lehrer und Erzieher geworden.

VII.

1. LESSING ist „von dem Zueignen . . . ein . . . abgesagter Feind“ (Schriften, 1. u. 2. Tl.). Also weder Adligen noch Bürgerlichen gönnt er diese Ehre; er tritt selbst für sein Werk ein.

2. Seine Haltung als Autor beruht auf dem Ausgleich der Extreme, wie er schon den Dichtern der beiden vorhergehenden Jahrzehnte gelungen war. Seine Selbsteinschätzung ist weder Selbstverkleinerung noch Anmaßung, sondern die Überzeugung, daß er sich vervollkommnen wird. Er will seine Arbeiten, statt sie zu „verwerfen, lieber soviel als möglich . . . verbessern“ (Fabeln).

Ebenso ist in seiner Stellung zum Publikum der Ausgleich von Kriecherei und Verachtung vollzogen; er selbst stellt mit ausgezeichneter Klarheit die Extreme gegenüber: „Ich bin eitel genug, mich des kleinen Beyfalls zu rühmen, welchen die zwey ersten Theile meiner Schriften, hier und da, erhalten haben. Ich würde dem Publico ein sehr abgeschmacktes Compliment machen, wann ich ihn ganz und gar nicht verdient zu haben, bekennen wollte. Eine solche Erniedrigung schimpfte seine Einsicht, und man sagt ihm eine Grobheit, anstatt eine Höflichkeit zu sagen. Es sey aber auch ferne von mir, seine schonende Nachsicht zu verkennen, und die Aufmunterung, die es einem Schriftsteller wiederfahren läßt, welcher zu seinem Vergnügen etwas beyzutragen sucht, für ein schuldiges Opfer anzusehen“ (Schriften, 1. u. 2. Tl.).

Verkehrten die bürgerlichen Autoren mit dem Leser auf gleicher Stufe und suchten sie sich aus seiner Kritik zu belehren, so fühlt sich Lessing in jeder Beziehung überlegen. Er darf sich sogar zuweilen erlauben, mit dem Leser zu spielen.

„Meine Freunde — es versteht sich, daß meine Eigenliebe mit darunter gehört — wollen mich bereden, daß einige Bogen von mir den Beyfall der Kenner erlangt hätten. Daß ich es glaube, weil ich meine Rechnung dabey finde, ist natürlich“ (Schriften, 1. u. 2. Tl.). „Ich beschloß in dem ersten Unwillen, sie (die Schriften) ganz zu verwerfen. . . . Doch indem fielen mir so viel freundschaftliche Leser ein. — Soll ich selbst Gelegenheit geben, daß man ihnen vorwerfen kann, ihren Beyfall an etwas g a n z Unwürdiges verschwendet zu haben? Ihre nachsichtsvolle Aufmunterung erwartet von mir ein anderes Betragen. Sie erwartet, und sie verdient, daß ich mich bestrebe, sie, wenigstens nach der Hand, Recht haben zu lassen; daß ich so viel Gutes nunmehr wirklich in meine Schriften so glücklich hineinlege, daß sie es in voraus darinn bemerkt zu haben scheinen können“ (Fabeln).

3. Auch die Kritik fürchtet Lessing nicht mehr; er fordert sie (für seine Dichtungen wenigstens) gar nicht erst heraus, denn sie ist ihm als Gegnerin nicht gewachsen.

Ich warf vor Jahr und Tag einen kritischen Blick auf meine Schriften. . . . Ich fand, daß man noch lange nicht so viel Böses davon gesagt habe, als man wohl sagen könnte. . . . Ich hatte meine Schriften nie der Mühe wert geachtet, sie gegen irgend jemanden zu verteidigen; so ein leichtes und gutes Spiel mir auch der allzu elende Angriff dieser und jener würde gemacht haben" (Fabeln).

4. Über die Verwahrungen und Entschuldigungen der früheren Dichter geht er mit einem Lächeln hinweg.

„Aber überlege ich es auch? Diese Lieder enthalten nichts, als Wein und Liebe, nichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernsthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken? — Was man will. Man nenne sie jugendliche Aufwallungen einer leichtsinnigen Moral, oder man nenne sie poetische Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man sage, ich habe meine Ausschweifungen darinne verewigen wollen, oder man sage, ich rühme mich darinne solcher Ausschweifungen, zu welchen ich nicht einmal geschickt sey; man gebe ihnen entweder einen allzu wahren Grund, oder man gebe ihnen gar keinen: alles wird mir einerley seyn. Genug sie sind da, und ich glaube, daß man sich dieser Art von Gedichten, so wenig als einer andern zu schämen braucht" (Schriften, 1. u. 2. Tl.). Auch hierin seine Überlegenheit: er sieht alle erdenklichen Vorwürfe voraus; keineswegs läßt er sich aber dadurch erschrecken, vielmehr weiß er selbst, was er in seiner Dichtung zu tun und zu lassen hat, ohne daß er dazu des Rates der Kritik bedürfte oder sich vor den Lesern entschuldigen müßte.

Lessing scheint als einer der ersten das neutrale Abstraktum „Publikum" zu verwenden;[1]) er deutet dadurch an, daß er eine gewisse Distanz zu ihm hat, vielleicht sogar, daß er es als eine Gemeinschaft von Schülern auffaßt, deren Erziehung ihm obliegt.

[1]) Die Zitate im Grimmschen Wörterbuch (7, 2201 f.) sind nicht die frühesten; älter als die dort angeführte Verwendung des Wortes in der „Ankündigung" der Hamb. Dramaturgie ist das oben ausgeschriebene Zitat aus Lessings Schriften, 1. u. 2 .Tl.: „Ich würde dem Publico ein sehr abgeschmacktes Compliment machen" (1753) und die Verwendung in Klopstocks „Vorbericht" zur Ausgabe der ersten fünf Gesänge des „Messias" (1751): „. . . den feineren Theil des Publici, welches die Welt und den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften kennt."

5. Lessings Haltung in der Vorrede ist wesentlich Bewußtheit und Durchschauung. Er überblickt sogleich die Wirkung des eben Gesagten beim Leser, bemerkt Befremdung, Ärger, Überdruß; er versetzt sich in den Gedankengang seiner Leser hinein und nimmt ihnen Entgegnungen oder Einwände gleichsam aus dem Munde. Er fällt auch zuweilen sich selbst ins Wort, um sich sogleich zu verbessern. So bringt er die Wirkung des unmittelbaren Gesprächs hervor.

Er durchschaut aber nicht nur den Leser, sondern ist sich auch bewußt, welches die Art seiner Vorrede ist, in welchem Verhältnis sie zur hergebrachten Art der Vorreden steht und welches das Ziel der richtigen Vorrede sein muß.

„Wir wollen uns nicht lange entschuldigen, . . . wir wollen vielmehr dem Leser unsere Absicht etwas umständlicher entdecken, und versichert seyn, daß, wenn ihm diese gefällt, ihm auch unsere Arbeit nicht unangenehm seyn werde. Entweder man hat etwas nützliches unter Händen, oder nicht. Im ersten Fall sind die Entschuldigungen überflüssig, im andern vergebens" (Beiträge). So spielt Lessing mit der Sitte der furchtsamen Versicherungen, nur die Aufmunterung guter Freunde habe die Veröffentlichung veranlaßt und die „galanten" Gedichte seien unanstößig.

Auch von den Klagen und der Selbstverkleinerung der früheren Autoren wendet er sich ab.

„Ich wäre Willens, mit allen übrigen . . . Schriften . . . auf gleiche Weise zu verfahren (scil. Verbesserung, Auswahl und dgl.). An Vorrath würde es mir auch nicht fehlen, . . . Aber an Zeit, an Ruhe — — Nichts weiter! Dieses Aber gehöret in keine Vorrede; und das Publicum danket es selten einem Schriftsteller, wenn er es auch in solchen Dingen zu seinem Vertrauten zu machen gedenkt. . . . Eine Vorrede sollte nichts enthalten, als die Geschichte des Buchs"[2] (Fabeln).

Andrerseits verwirft er auch die Überheblichkeit der Satiriker, die überhaupt das Urteil des Publikums zu verachten vorgaben; er sieht seine Haltung als Ausgleich der Gegensätze, Selbstverachtung und Überheblichkeit.

Am Ende ihrer Entwicklung wird die Vorrede selbst durchschaut; im Sturm und Drang wird sie dann ganz aufgegeben.[3])

[2]) Von mir gesperrt.

[3]) Siehe Seite 63 f.

Die Vorrede der Herausgeber entwickelt sich ebenso wie die Vorrede der Dichter vor ihren eigenen Werken. Die Herausgeber, meistens selbst Dichter oder Literaten, reden freier, da sie nicht ihre eigene Sache vertreten, und offenbaren deutlicher ihre Auffassung von Dichtertum und Dichtung und ihre Einstellung zum Publikum. Die Betrachtung der Herausgeber-Vorrede ermöglicht also einen Rückblick auf die bisherigen Feststellungen.

Als Hauptgruppen treten hervor:

die Herausgeber der Hofpoeten,
die Herausgeber der gelehrt-höfischen Dichter,
die Herausgeber der bürgerlichen Dichter, der Zeit etwa von 1730 bis 1750,
Lessing als Herausgeber.

Bei jeder Gruppe ist der Grund dafür, daß man das Werk durch einen andern herausgeben läßt, verschieden. Die Hofpoeten legen gar keinen Wert auf eine Veröffentlichung[1]), die bürgerlichen Gelehrtendichter wagen nicht, für ihre Dichtungen einzustehen und lassen sich von einem Freund der Gunst des Publikums empfehlen. Schwabe tadelt in der Vorrede seiner Ausgabe von Gottscheds Gedichten diesen Mangel an Mut. In dieser späteren Generation läßt der Autor seine Werke von seinen Schützlingen, angehenden Literaten, herausgeben, um in seinen wichtigeren Geschäften und Amtspflichten nicht aufgehalten zu werden, oder ein angesehener Dichter gibt die Erstveröffentlichungen seiner Schützlinge heraus. Lessing gibt nur verstorbene und zu Unrecht vergessene Autoren heraus, um die deutsche Dichtung zu bereichern, oder ausländische (in Übersetzungen), um den deutschen Geschmack und die Kritik zu bilden.

1. Während der Dichter um 1700 seine Werke herabsetzt, darf der Herausgeber seinen Autor überschwänglich preisen. Die Herausgeber der Hofpoeten halten allerdings hierin Maß; auch gilt das Lob mehr dem Hof, der den Dichter befruchte und seine hervorragenden Dichtungen überhaupt ins Leben gerufen habe. „Der Hof iſt die einzige und allerſicherſte Schule die Gemüther der Menſchen recht zu poliren und aufzuwecken“ (Her. von Bessers Schriften, 1711).

[1]) Siehe die Zitate Seite 7.

„... der Geſchmack nebſt der Natur
fing an ſie (die Dichtkunst) edler auszuzieren
und ſicher auf der alten Spur
nach Hofe wieder hinzuführen;
wo ſie, befreit von Schmink und Tand
durch Beſſers Schreib-Art Beyfall fand"

(v. KÖNIG, Ausg. von Bessers Schriften, [3] 1732, Erläuterungsgedicht zum Titelkupfer): der Dichter ist der Verkünder des höfischen Geistes.

2. Eine äußere Entsprechung zu dem Lobe des Hofes bei den Herausgebern der Hofpoeten ist bei den Herausgebern der bürgerlichen Dichter das Lob der Landschaft[2]); doch ist hierin ein sehr bedeutsamer Unterschied: nicht ist die Natur und Kultur der Landschaft der Nährboden für ein tiefes Dichtertum (wie doch die Kultur des Hofes aufgefaßt wurde), sondern umgekehrt muß aus der großen Anzahl der in der Landschaft geborenen Poeten auf eine seltsame, unerklärte Fruchtbarkeit der Landschaft in der Erzeugung von Dichtern geschlossen werden. Nicht das Wesen der Landschaft ist das erste — anscheinend nie bemerkt man, daß die Dichter der einzelnen Landschaften in ihrem Charakter unterschieden wären — vielmehr ist entscheidend die Anzahl der berühmten Poeten und hierin wetteifern die Landschaften. Alle sind es aber gelehrt-höfische Dichter, die ihre Herkunft höchstens durch gelehrt-antiquarische Behandlung einzelner Merkwürdigkeiten ihrer Heimat in ihren Dichtungen verraten; LINDNER schreibt „hauptſächlich für dreyerley Arten: für Freunde der Dichtkunſt, für Freunde hiſtoriſcher und natürlicher Merkwürdigkeiten, und für Freunde ſeltener Alterthümer (Dtsch. Ged. u. Übers.).

Das Lob gilt also dem einzelnen Dichter. Zwar wissen viele Herausgeber, daß es sich nicht geziemt, den befreundeten Autor in der Vorrede zu loben, bevor das Publikum selbst die Möglichkeit zur Urteilsbildung erhalten hat; andrerseits wollen sie nicht auf eine Empfehlung ihres Dichters verzichten. Sie verbinden deshalb geschickt beides, indem sie das Lob dem Leser gleichsam in den Mund legen als das Urteil, das sie bestimmt von seiner Einsicht erwarten. Für viele ähnliche Formulierungen diene als Beispiel folgende: Es „werden alle ... leicht urtheilen; Dis hoffe ich / daß ſie es nimmermehr genung werden loben können" (Her. d. Schles. Helikons, 1. Tl.), oder: „...die meiſten (Gedichte von ZERNITZ sind)

[2]) Siehe auch Seite 56 f.

. . . so beschaffen, daß Kenner der Dichtkunst, und Leser, die Gedanken in einem Gedichte haben wollen, ihnen unmöglich den Beyfall versagen können".

Trotzdem ergehen die meisten Herausgeber sich ungehemmt in den höchsten Lobpreisungen ihres Autors. Es hat sich „deß seeligen Herrn Happelii . . . Ruhm . . . hoch erhoben / nach dem sein edler Geist ihm die Bahn darzu gemacht / und / nach abgelegter Last deß schwachen Leibes / samt seinem Nahmen / der Unsterblichkeit gewidmet worden" (L. H. H., Ungar. Kriegsroman, 6. Tl.). „Pietsch hat nach dem Urtheile vieler Kenner unter den Teutschen Dichtern noch wenige seines gleichen, über sich aber vielleicht gar keinen gehabt" (GOTTSCHED, Pietsch-Ausg.). „. . . die Schrifften, welche von der lebhafften Feder unsers verewigten Pietschen gebildet worden . . . sind so weit über viele Muster seiner Vorgänger erhöhet, daß man fast zweifeln sollte, ob die Poesie der Deutschen jemals bey den Nachkommen eine größere Vollkommenheit erhalten werde" (BOCK, Pietsch-Ausg.).

Die eigenen Beiträge zu Gedichtsammlungen hält der Herausgeber für minderwertig und hat sie nur deshalb eingefügt, damit die Gedichte der andern sich davon abheben. WEICHMANN: „Von der gegenwärtigen (Sammlung, Poesie der Niedersachsen, 1. Tl., 1725) kann ich so viel sagen, wie ich hoffe, daß sie keiner vorhergehenden im geringsten etwas nachgeben dürfe. . . . Ich neme das wenige aus, so von meinen geringen Sachen hinzu gethan worden; welches doch . . . dazu dienen kann, den übrigen . . . ein desto größeres Ansehen zu erteilen. Man erinnere sich nur, wie vormals das junge Frauen-Zimmer in Rom sich gerne von einigen alten Müttern begleiten lassen, damit man bey solchen häßlichen Gesichtern desto mehr auf ihre Schönheit fallen, und dieselbe bewundern mögte. Wenn meine wenige Zeilen zu nichts anders, als nur hiezu, tüchtig sind: so haben sie bloß dadurch um die übrigen sich schon ziemlich verdient gemacht." GOTTSCHED: „. . . habe ich . . . ein paar Gedichte von meiner Arbeit, beydrucken lassen. So groß meine Verwegenheit hierinn ist, da man meine Schwäche niemahls deutlicher würde wahrgenommen haben, als da ich mich gegen einen Stern der ersten Grösse gestellet: So deutlich wird man den Unterscheid zwischen einem hellen und dunckeln Lichte daraus abnehmen können. Doch davon mögen meine Leser selbst urtheilen" (Pietsch-Ausg.).

3. Allmählich wendet man sich von diesen das Urteil der Leser vorwegnehmenden Lobeserhebungen ab. GOTTSCHED

tadelt die „eingerissene ... Gewohnheit aller derer ..., die etwas fremdes ans Licht stellen. Dieselbigen halten es vor ihre Schuldigkeit, die gelehrte Welt zu überreden, daß dasjenige so sie herausgeben, gantz was unvergleichliches, was längst gewünschtes und überaus nützliches sey. Ich dörffte nur der Begierde eines Gewinnsüchtigen und mißtrauischen Verlegers Gehör geben, und mich bemühen durch häufige Lob-Sprüche meines Poeten, einfältigen Lesern einen blauen Dunst vor die Augen zu machen; so, daß sie sich nicht enthalten könnten, ein Buch um der Vorrede halber zu kaufen und dessen Urheber, um eines partheyischen Zeugnisses halber, hoch zuschätzen. ... Die prahlenden Vorreden und ihre Lob-Sprüche sind ohnedem sehr verdächtig geworden, nachdem vernünfftige Leser wahrgenommen, daß es gantz natürlich zugehe, wenn ein Kaufmann seine Waaren herausstreichet" (Pietsch-Ausg.). ZINK glaubt, es sei „unnöthig, bey Herausgebung (des Ird. Vergn. von Brockes, 2. Tl., [4] 1739), durch weitläufige Vorstellung und viele Worte, den Beyfall eines geneigten Lesers sich allererst zu erbetteln".

Der Autor, dessen Ruhm ja ohnehin verbreitet ist, kann das Lob des Vorredeners entbehren und ist viel zu bescheiden, es anzuhören. „Nichts in der Welt könnte mir (GOTTSCHED) leichter fallen, als dir diese Sammlung teutscher Gedichte und insonderheit den Verfasser derselben (Pietsch) mit einer weitläufftigen Lob-Rede anzupreisen. Wenn sich ein Schmeichler martern und quälen muß, ehe er nichtswürdigen Dingen einigen Glantz geben kan, so erleichtert die Wahrheit alle Bemühungen einer aufrichtigen Feder. Darum bedörfen ihre Verehrer keiner großen Kunst, keiner weitgesuchten Zierrathe, wenn sie etwas rühmen wollen. Ihre Lob-Sprüche dringen tiefer in die Hertzen, wenn sie in bloßer Erzehlung rühmlicher Eigenschafften bestehen, als wenn sie in ein mühsam durch einander geflochtenes Gewebe unnatürlicher Redens-Arten verwickelt sind. ... Nach einem schönen Angesichte ein schönes Bild zu mahlen, ist ohne Zweifel viel leichter, als nach einem heßlichen Menschen ein Muster der Schönheit abzuschildern. So viel leichter fällt es auch einem Lob-Redner, was Lobwürdiges zu erheben, als Leute, die entweder gar keinen, oder doch einen sehr geringen Ruhm verdienen, als große Wunder-Männer darzustellen".

HAMANN: „... ich bin so wenig ein Schmeichler zu nennen, indem ich dieses sage, was die unpartheyische Welt längstens erkennet hat; als wenig ich überhaupt geschickt bin, Lob-Schrifften zu verfertigen; und als wenig die Bescheidenheit des Herrn Brockes an ausschweiffenden Lob-Reden Gefallen träget" (Ird. Vergn., 3. Tl.).

„Von dem Wehrte dieſes ſiebenden Theils (des Ird. Vergn.), noch von den Verdienſten des Herrn Brockes um die Dichtkunſt und Moral, werde ich hier nichts ſagen. Er iſt geehrt und bekannt, ... Ich würde daher ſeinen Ruhm nur verkleinern, indem ich mich bemühen wollte, ihn mit Worten zu vergrößern; zudem, ich bin auch zu ungeſchickt, ... eine Rhapſodie von allen alten Dichtern zuſammen zu reimen, um eine Vergleichung damit anzuſtellen. Ich kann unmöglich die Beſcheidenheit eines vernünftigen Mannes beleidigen, und mir den Namen eines Schmeichlers bey der Welt erwerben" (ZINK). ZIMMERMANN: Die Werke „des Herrn Brockes ... einen ſo allgemeinen Beyfall erhalten ... dieſes ſpricht mich frey von der Bemühung, die ich in der Perſon eines Vorredners, zur Erhebung dieſes Werkes übernehmen müßte; ja es verbiethet mir dieſelbe" (Ird. Vergn., 2. Tl., [3] 1734). „Das ſehnliche Verlangen, welches verſchiedene Kenner und Liebhaber ſeit einigen Jahren darnach (scil. nach Drollingers Ged.) bezeuget, ſeyn die gröſten Lobſprüche die man denſelbigen beylegen könnte, und entheben mich (SPRENG) der Mühe, die Aufmerkſamkeit des ... Leſers durch die gewöhnliche Sprache verdächtiger Vorredner erſt zu gewinnen". „Von des Herrn Verfaſſers (v. Loen) Art zu dencken und zu ſchreiben habe ich um ſo viel weniger Urſache in dieſer Vorrede etwas zu ſagen, jemehr dieſelbe bereits der gelehrten und artigen Welt ſchon bekannt und einen durchgängigen Beyfall erhalten hat. ... übergebe ich nun ... ſolche Schriften der gelehrten Welt mit vielem Vergnügen und hoffe, daß ſie eine ſo geneigte Aufnahme finden werden, als es ihre innere Beſchaffenheit verdienet" (v. Loen, Gesamm. Kl. Schr., her. v. SCHNEIDER, 1. Tl.).

Die Herausgeber wissen jetzt, daß auch ihr Autor nicht die Vollkommenheit selbst ist. „Ich überzeuge mich, daß nicht alle Vorzüge auf einem Manne allein haften. Ein jeder gute Redner und guter Dichter kann für ſich Verdienſte genug haben, die alle Hochachtung verdienen, ohne daß ſie eben mit den groſſen Geiſtern des Alterthums in Vergleichung geſtellet werden"[3]) (ZINK, Ird. Vergn. v. Brockes, 7. Tl.). „Man wird Ihm (Brockes) aber auch die gehörige Billigkeit wiederfahren laſſen, wenn ſich hin und wieder etwas fehlerhafftes finden ſollte. Die Menſchlichkeit, und folglich das Fehlen-können, verläſſet auch die vortrefflichſten Geiſter nicht gäntzlich" (HAMANN, Ird. Vergn., 3. Tl.). „Auch der kräfftigſte Geiſt leidet bisweilen ſeine Abfälle; Trieb und Stunden ſind nicht immer dieſelben; der Mangel der Zeit und offtmahlige Störungen, die ſich in das Leben einflechten, laſſen auch bey dem gröſten Dich-

[3]) Bock nennt z. B. Pietsch einen zweiten Sophokles.

ter nicht alles zur gehörigen Tiefe gelangen" (GOTTSCHED, Pietsch-Ausg.). „Zwar räumet man gern ein, daß allhier nicht alle Fabeln so wohl nach der Erfindung, als Ausführung, von gleicher Stärke und Anmuth seyn werden: Man ... weis den Unterscheid sehr wohl, welcher durch die Ungleichheit der Stunden, und der Mannigfaltigkeit wieder einander laufender Geschäffte ... verursacht worden. Ja man gestehet so gar, daß man solche Ungleichheit mehr zuzulassen, als zu vermeiden gesucht. Der Schatten erhebet Licht und Farben" (Her. v. Trillers Neuen Aesop. Fabeln).

Das Urteil über den Autor überläßt man jetzt ganz und gar dem Publikum; eine Lobeserhebung müßte fast beleidigend wirken, denn sie würde des Lesers eigene Urteilskraft in Frage stellen.

SCHWABE: „... darfst du nicht glauben, daß diese Vorrede (vor der Gottsched-Ausg.) dazu bestimmt ist, daß sie den Werth und die Schönheit derer Gedichte kenntlich machen und anpreisen soll, die ich itzt herauszugeben die Ehre habe. Verdienen sie einige Hochachtung: So werden sie sich solche schon selbst zuwege bringen. Es würde mir leid seyn, wenn sie einen Theil derselben meiner Kühnheit sollten zu danken haben, womit ich sie hervor treten ließe. Du wirst es zwar gewohnt seyn, daß die Vorreden der Herausgeber fremder Werke von deren Vortrefflichkeit, Nutzbarkeit, Wichtigkeit und Vorzügen vor vielen andern Schriften ihrer Art viele Worte machen. Allein ich habe mich jederzeit gewundert, daß sie sich nicht gescheut, in ihrer eigenen Sache ein Zeugniß abzulegen. Es ist mir immer verdächtig vorgekommen, wenn man seine Leser durch Anzeigung vieler guten Eigenschaften eines Werks zum Voraus einzunehmen gesucht hat. Lies und beurtheile es selbst, ohne meine Vorschrift. Ich traue dir schon so viel Verstand und Einsicht zu, daß du wirst unterscheiden können, ob diese Gedichte von der gemeinen Art sind, deren du vielleicht genug gelesen hast, oder ob sie zu einer höhern Gattung gehören, die bey uns eben noch nicht gar zu bekannt ist. Mich dünkt, ich würde dir und dem Herrn Verfasser derselben viel Unrecht thun, wenn ich etwas entscheiden wollte. Dieß überhebt mich auch der Mühe, desselben Lobredner allhier zu werden. ... Er hat sich schon selbst der gelehrten Welt bekannt genug gemacht, und bedarf meiner unzeitigen Empfehlung nicht". „Ich will allen Lobes-Erhebungen, die doch von der Arbeit unsers Dichters unzertrennlich sind, ... ausweichen; allermaßen ich sonst in den Verdacht einer Schmeicheley gerathen, oder auch von andern beschuldigt werden könnte, als ob ich in ihr Erkänntniß ein Mißtrauen setzte" (BOCK, Pietsch-Ausg.). „Es würde vielleicht eine Kühnheit von mir seyn, wenn ich ... des sel. Zernitz

... Gedichte der Nachwelt als die vollkommensten Muster anpreisen wollte". „Ich enthalte mich mit Willen, von den Gedichten ... dem Leser einen Vorgeschmack zu geben, da ich mich versichere, er werde, aus eigener Einsicht, eben das Urtheil fällen, worinn ich ihm vorgegriffen haben würde" (v. HALLER, Werlhof-Ausg.).

Eine Beeinflussung des Urteils durch Lobreden ist erfolglos.

„Wann die Canitzischen Gedichte schlecht sind so werden sie durch alle Lob-Sprüche, die ich ihnen geben möchte, nicht besser. Sind sie aber gut, so können auch alle Wiedersprechungen nicht zu wege bringen, daß man sie nicht für schön befinden sollte. Die Nachwelt ist ein unpartheyischer Richter, der sich nicht bestechen, und sich seinen Beyfall weder abbetteln noch abtrotzen läst; vielweniger sein Urtheil nach den eigennützigen Vorreden der Schmeichler oder Neider abzufassen pfleget" (v. KÖNIG, Canitz-Ausg.). „Wer ... allhier dasjenige verlanget, was Vorreden gemeiniglich zu sagen pflegen, der verlanget von mir eine unnöthige Arbeit. Gesetzt auch, ich begienge die Gewohnheit, und ich wäre dabey wirclich derjenige, dessen Urtheil, bey Anpreisung dieses Buches, sich nicht zuviel heraus nähme; so würden mich doch diejenigen, die schon Kenner und Verehrer des Brockisischen Nahmens sind, nicht höher, als für einen unter ihren Tausenden annehmen: andere aber, die etwan ihren Eigensinn mit einer heiligen Glasur schon beharnischet haben, würden dennoch auf ihren fünf Augen bestehen" (RICHEY, Ausg. d. Ird. Vergn., 4. Tl.).

4. Früher lobte man die Landschaft, daß sie so viele Poeten hervorbringe. Dieser Landschaftsstolz beherrscht besonders die Schlesier. LOHENSTEIN: „Der Schlesische Himmel / oder / ich weiß nicht was für ein Geist seinen Landsleuten für andern einen Trieb zum tichten einflösset" (Blumen). „... wird man in dem weitläuffigten Deutschlande kein Reich oder Provintz zu zeigen wissen / wo mehr oder vortrefflichere Tichter gewesen / und noch sind / als in Schlesien. ... es haben auch die gelehrtesten Nachbarn bereits selbst gestanden / daß Schlesien das wahre Vaterland unserer Ticht-Kunst / und der Orth sey / darinnen die deutschen Musen eigentlich ihren Sitz genommen" (STOLLE?, Schles. Helikon, 2. Tl.). Dasselbe glauben die Herausgeber von Assig und Mühlpforth.

Gottsched zählt in der Vorrede zu seiner Pietsch-Ausgabe die Dichter der „Preußischen Nation" auf. Wircker ist stolz auf die Dichter der Mark Brandenburg.

Die Landschaften streiten untereinander: „Ich kann zwar nicht leugnen, daß unsere Nieder-Sächsische Musen bisher allerhand ...

Beneidungen ... haben erdulden müssen ... Wie aber ... dieses ein sicheres Kennzeichen eines gar merklichen Vorzuges ist, ... so ist man ihnen auch für solche hinterlistige hämische Bemühung vielmehr verpflichtet" (WEICHMANN, Poesie der Niedersachsen, 3. Tl.). „Es ist gewiß, daß unser Hamburg ... einen Haupt-Sitz der Nieder-Sächsischen Musen abgebe" (WEICHMANN, Poesie d. Niedersachsen, 1. Tl.). „... wir unsern Drollinger billig, als den helvetischen Opitz, verehren, aus dessen Munde das erste tüchtige Lied auf unsern Alpen erklungen; und welcher sich die Ausbreitung des guten Geschmackes, nebst der Ausübung der deutschen Sprache, in unserm Vaterlande ... angelegen seyn lassen" (SPRENG, Drollinger-Ausg.).

5. Den Landschaftsstolz verdrängt allmählich der Stolz auf die Leistung der gesamten deutschen Dichtung. Man sucht das „Fächerwerk" aller Dichtungsgattungen mit Werken deutscher Dichter auszufüllen und den Ausländern gleichzukommen.[4]) So versucht es noch Gottsched; weniger schematisch ist LESSING: „Deutschland kann sich nunmehro bald rühmen, daß es in den Werken des Witzes Stücke aufzuweisen habe, welche die schärfste Critik und die unbilligsten Ausländer nicht scheuen dürfen" (Beiträge). Er erhebt sich auch zu einer Gesamtbeurteilung der deutschen Geistigkeit: „Wir haben zu wenig eigene Stücke; und den meisten dieser Stücke merkt man das Ausländische allzusehr an. Der sicherste Charakter also, den man daraus von dem Deutschen wird bestimmen können, ist, daß er überall das Gute, wo er es findet, billige, und es sich zu Nutze mache" (Beiträge).

Lessing folgt dem Brauch, die Werke von verstorbenen oder noch lebenden Freunden herauszugeben, nur zweimal: er veröffentlicht die „Vermischten Schriften" seines Vetters Mylius und schreibt die Vorrede zu Gleims „Kriegsliedern". Von Lobeserhebungen hat er sich, wie zu erwarten ist, abgewandt: „Ich war verschiedene Jahre hindurch einer seiner (Mylius') vertrautesten Freunde, und jetzt bin ich sein Herausgeber geworden; zwey Titel, die mir hinlängliche Erlaubniß geben könnten, mich weitläuftig in sein Lob einzulassen, wenn ich mir nicht ein Gewissen machte, denjenigen im Tode zu schmeicheln, welcher mich nie in seinem Leben als ein Schmeichler gefunden hat".

Bei allen übrigen Veröffentlichungen und Übersetzungen von fremden Autoren ist nicht so sehr der herausgegebene Dichter oder Historiker der Anlaß, sondern ein Mangel oder

[4]) Goethe, Dichtung und Wahrheit, 7.

eine Lücke in der Bildung des deutschen Publikums, die die Herausgabe ausfüllen soll. „Werden die Liebhaber der Poesie an unserm alten Dichter (Logau) einigen Geschmack finden: so freuen wir uns, daß dadurch die Beschuldigung immer mehr entkräftet wird, als ob wir Neuern allbereits von der Bahn des Natürlich-schönen abgewichen wären und nichts mehr empfinden könnten, als was auf einer Seite übertrieben ist". „Könnte man was besseres thun, den itzt einreißenden verkehrten Geschmack in den Lustspielen zu hemmen?" (Übers. v. Plautus' Gefangenen). Eine ausführliche kritische Würdigung tritt an die Stelle der Lobeserhebung.

Konnte Lessing für seine Dichtungen aus der Kritik nichts lernen, so ist ihm diese doch willkommen für Werke, die aus der Zusammenarbeit mehrerer entstehen und die nicht Dichtungen selbst, sondern ästhetische und kritische Abhandlungen sind, und wenn sie die Ausgestaltung einer periodischen Schrift od. dgl. betrifft. „Wir geben ihm (dem Publikum) das Recht, unsere Arbeit ebenso scharf zu beurtheilen als wir es mit andrer Arbeit machen werden. Übrigens wollen wir ihm nicht vorschreiben, ob er es auf eine bescheidene oder unbescheidene Art thun wolle. Das gilt uns gleich viel. Wir werden aus dem einen sowol als aus dem andern uns zu bessern suchen. ... diejenigen werden uns allezeit den angenehmsten Dienst erweisen, die uns ... beystehen, oder, wo wir etwan irren sollten, uns zurechte führen werden" (Beiträge).

IX.

Das Verhältnis von Vorrede und Publikum.

1. In den Vorreden bezeichnen die Autoren selbst nur selten das Publikum, das sie erwarten, nach seinem Stand.

WEISE dichtet vornehmlich für Schüler und Studenten: „Gott helfe / daß mein Intent bey der geliebten Jugend ... zu guten Zwecke hinausschlage / und diese Gedancken manchen ehrlichen Ingenio zu gesegneter Maturität gereichen mögen" (Reife Gedanken).

Die gelehrt-höfischen Dichter schreiben für die „gelehrte Welt" und sind verstimmt, wenn ihre Produktionen nicht bis dorthin gelangen, sondern bei den unteren Schichten, dem nicht akademisch gebildeten Publikum, stecken bleiben. „... iezo viele derer Gelehrten die Teutsche Verse nicht so wohl vor eine Galanterie, als unanständige Lacheté halten / und solche daher selten weiter / als in die Hände derer un- oder halb-Gelehrten / und wann es wohl geräth / in das Roman-Cabinet des galanten Frauenzimmers zu gelangen pflegen" (WENTZEL, Lorbeerhain).

LINDNER: „Ich ſchreibe ... meine Gedichte nicht für einerley Menſchen, und für den Pöbel gar nicht“ (Poet. Übers. u. Ged.)[1])

Die bürgerlichen Autoren aber, die belehren und bessern wollen, schließen ihre Werke nicht vor einem bestimmten Publikum ab, sondern ihnen sind alle Stände willkommen.

SCHNABEL dichtet seinen „Kavalier“ besonders zum Nutzen junger Leute, „ſie mögen Adeliche oder Unadeliche ſeyn“. „Alſo bleibt es dabey, das (!) leſen, ſchreiben und conversiren allen Ständen nützlich ſeye, die Mächtigen finden in denen Schrifften einen klaren Spiegel, die Staats-Männer einen magnetiſchen Compaß, wie ſie ihre Ruder lencken und wo die Ancker einzuſencken ſind, die Mittel- und Bürgerlichen Standes ſehen, daß eine Tugendhaffte Lebens-Art nützlich- und rühmlicher als eine Laſterhaffte ſeye, und ... ſo hat auch der Bauren-Stand bey dem erzehlen-hören ſeine Aufmunterung. ... Allen Ständen iſt etwas kluges zu leſen, zu ſchreiben, und zu conversiren ſehr nützlich, und der Mittel-Stand kan ſich mit der Zeit dadurch dem höheren faſt gleiche ſchwingen, wenn das Glücke dabey favorisirt, und der vergallte Neid nichts dazwiſchen machet. Auch der geringſte Stand kan auß denen Historien einen Troſt, und Muth ſchöpfen“ (Lustige Gesellschaft, 1745). Der Fabeldichter LICHTWER

„... geht von Stand zu Stand, warnt beyderley Geſchlechte,
Steigt zu dem Fürſten auf, und nieder zu dem Knechte,
Er lehret Kind und Greis, den Bürger und den Held,
Schätzt Klugheit Cronen gleich, die Tugend über Geld“

(Einleitungsgedicht zum 3. Buch der Aesopischen Fabeln). GELLERT ist besonders auch auf die Bildung des „Frauenzimmers“ bedacht (Briefe).

RABENER tritt auf „vor den Augen“ seines „Vaterlandes, ... vor den Augen der ganzen witzigen Welt (Sat., 4. Tl., 1755). Hier steht also der Dichter in der Gemeinschaft der Nation und der europäischen Kulturwelt.

2. Unversöhnbar stehen für den Dichter einander gegenüber die beiden Ziele delectare und prodesse. In der höfischen Poesie sind sie zwar eine Einheit: „Der geneigte Leſer bediene ſich ... dieſer köſtlichen Früchte zu ſeinem Vergnügen“ (Her. von Abschatz). Die bürgerlichen Dichter aber achten ihr Werk selbst gering und sind froh, wenn das Publikum es nicht zurückweist; die Dichtung soll, ebenso wie sie in Nebenstunden entstand, auch nur zur Unterhaltung in müßigen Stunden dienen; an eine Erziehung des Publikums wagt man nicht zu

[1]) Sein gewünschtes Publikum nennt er im Zitat auf Seite 51 dieser Arbeit.

denken. Besonders die Verfasser der unterschichtlichen Literatur begnügen sich mit dieser Wirkung vollauf: „... aufrichtig man den Leser versichern kan, daß keine andere Absicht, als bloß desselben Curiosité zu befriedigen, ... den Kiel geführet" (Cregander, Kyau). Die Lehrdichter wollen nur nützen; sie rütteln das Publikum aus seiner Gleichgültigkeit auf: „Man wird ... dem Verfasser des irdischen Vergnügens in Gott, welcher durch seine erbauliche Schriften viele um Natur und Wahrheit unbekümmerte Barbaren unsers Vaterlandes zur Aufmerksamkeit gebracht hat, die erste Stelle einräumen müssen. Schon seit langen Jahrn hat er sich eine Pflicht und ein Vergnügen daraus gemacht, die Menschen unter den Geschöpfen herum zu führen, und ihnen die Weisheit und Schönheit in der Übereinstimmung der mannigfaltigen Werke der Natur zu zeigen und zu lehren" (ZINK, Ausg. von Brockes' Thomson-Übers.).

Das doppelte Ziel steht den meisten Autoren vor Augen: „... lustige Personen in meinen Schau-Spielen / wider meine Neigung / und bloß denjenigen zu gefallen hinzugekommen / welche meynen / daß sie ihr Geld sehr übel angewendet / im Fall sie nicht etwas zu lachen gefunden. Da hingegen ein wahrer Kenner in den allertraurigsten und tiefsinnigsten Vorstellungen sein Ergötzen suchet; wiewohl / wann sich zuweilen der Zuschauer nach dem Poeten / so ist auch billich / daß sich dieser wieder einiger massen nach dem Geschmack seiner Zuhörer richtet" (v. KÖNIG, Theatral. ... Ged.).

Ein gewisser Ausgleich scheint erreicht in der Mitte des Jahrhunderts: „Der Verfasser (v. LOEN) scheinet hier (Rivera) ... sich ... nach dem Geschmack solcher Leute zu richten, die nur zum blossen Zeitvertreib lesen, und denen auf eine andere Art keine Wahrheit nicht wohl beyzubringen ist."

Die Gattung der Fabel als solche erfüllt schließlich beide Forderungen zugleich.

3. Die Hofpoeten haben einen Kreis, für den sie dichten, ihre Dichtung wird vom Hofe gebraucht und verlangt; sie steht im Dienste der Repräsentation.[2]) Die Verbundenheit mit diesem Kreis und der Kreis selbst ist so eng, daß eine Vorrede an ein größeres Publikum, ja sogar überhaupt die Veröffentlichung ihrer Dichtungen überflüssig ist. Ihre feste Anstellung

[2]) G. Müller, Höf. Kultur der Barockzeit, S. 136 f.; Dtsche. Dichtung v. d. Ren. bis zum Ausgang d. Barock, S. 202.

Zu der Gegenüberstellung von Repräsentations- und Erlebnisdichtung vgl. Goethe, Noten und Abhandlungen, zum Diwan, Einrede (W. A., I. Abt., 7. Bd., S. 88 ff.), wo „ein deutscher Rezensent", der

als besoldete Hofbeamte ist nur eine äußere Bestätigung ihrer Brauchbarkeit, ja Unentbehrlichkeit für den Hof.

Durch diese feste Verbundenheit mit einer Gemeinschaft kennen sie deren Bedürfnisse und Anforderungen. So fühlen sie sich sicher und erwünscht; die schmähliche Selbstverkleinerung der bürgerlichen Poeten der ersten Jahrzehnte ist ihnen fremd, wie sich an mehreren Stellen dieser Untersuchung zeigte.

Von den großen Höfen verbreitet sich die Hofpoesie zu den Höfen der kleineren Landesherren und zu den Sitzen des Landadels. Die Dichter sind jetzt fast durchweg Bürgerliche, die (nicht nur infolge des Standesunterschiedes) in keiner festen Verbindung mit den adligen Patronen stehen, sondern nur einzelne Aufträge erhalten oder durch die Widmung vor ihrem Werk und die persönliche Überreichung eines Exemplars den Adligen erst zu ihrem Gönner machen müssen.[3]) Ihre Dichtung ist nicht nur Gelegenheitspoesie, sondern sie verfertigen wohl auch Romane zur Unterhaltung des Gönners in müßigen Stunden oder geistliche Gedichte zum Gebrauch im Gemeindegesang.[4])

Diese Autoren stehen also außerhalb des Kreises, für den ihre Dichtungen bestimmt sind. So kennen sie nicht nur schlechter seine Bedürfnisse, sondern müssen sich freuen, dort überhaupt Gehör zu finden. Daher kommt die Unterwürfigkeit dieser Poeten vor dem Gönner und die Selbstverkleinerung ihrer Leistungen.

Die höfische Repräsentationspoesie dringt auch ein in das Bürgertum. Die Gelegenheitsdichtung bei den Gelehrten zur Feier akademischer Anlässe wie Promotionen, Amtsantritten u. dgl. stammt aus humanistischer Tradition. Schließlich werden auch die Geburtstage, Hochzeitsfeste und Begräbnisse der Bürger durch Gelegenheitsgedichte gefeiert.[5])

Nun sind aber die bürgerlichen Städte der ungeeignetste Boden für absolutistische persönliche Repräsentation; in ihrem demokratisch-liberalen Prinzip der Gleichberechtigung aller

---

ausführlich zitiert wird, „die Lobpreisung auch der Macht und Gewalt, wie sie in Fürsten sich offenbart, eine herrliche Erscheinung im Gebiete der Poesie" nennt, die „bei uns . . . in Verachtung gesunken sei".

[3]) Vgl. die Schilderung in Rabeners Satire, S. 33 dieser Arbeit.

[4]) Zum Beispiel G. B. Hancke, Geistl. u. moral. Ged.; siehe Zitat auf Seite 8.

[5]) W. Stammler, V. d. Mystik zum Barock, (Epochen d. dtsch. Lit.), Stuttgart 1927, S. 148 f.

und protestantisch-puritanischem Prinzip der Demut liegt vielmehr geradezu die Forderung, nicht aufzufallen, nicht als Einzelner herauszutreten aus der Gemeinschaft der Gleichberechtigten. Ein Fürst und Feldherr, der in einem Lob- und Heldengedicht verherrlicht, ein Hoffest, für das ein allegorisierendes Drama gedichtet wurde, war immerhin ein würdiger Gegenstand, der auch die Teilnahme des ganzen Landes erwecken konnte, denn: „Wer das Vatterland liebet / der liebet auch deß Landes Vatter; Wer thut aber solches nicht / dann der ein schändlicher Bastart und scheuzliche (so!) Mißgeburt der Natur / als welche allgemeine Zeuge-Mutter solche Liebe der Edelen Vatter-Stadt / Jedermann eingepfropffet" (HAPPEL, Bayr. Max). Wie klein dagegen ist der Kreis derer, die ein Festgedicht zur Feier einer bürgerlichen Hochzeit oder eines Begräbnisses bewegen kann! Die Funktion des einzelnen Gedichts ist dieselbe wie bei der höfischen Dichtung, und seine Qualität braucht nicht geringer zu sein; aber da sein Gegenstand, die Huldigung für einzelne Privatpersonen, für keinen großen Kreis von Bedeutung ist, so ist eine Veröffentlichung der gesammelten Poesien nicht erforderlich, ja unangebracht. Die Autoren bezeugten ihre Selbstgeringschätzung nicht bei der Anfertigung oder dem Vortrag des einzelnen Gelegenheitsgedichts, wohl aber zagen sie bei der Veröffentlichung für ein größeres Publikum.

Die Stadtgemeinschaft bedarf ganz anderer Dichtung. Der Hof ist ein geschlossener Kreis, dem die Dichtung als Gebrauchsdichtung vornehmlich dient. Das Verhalten des Einzelnen in diesem Kreis ist durch eine feste Konvention auf das genaueste geregelt; er sucht also keine Erziehung, Leitung oder Anregung für sich als Einzelnen aus der Dichtung, und diese wendet sich deshalb auch nicht an ihn.

Das Bürgertum dagegen besitzt nicht eine so feste Konvention; Verstöße gegen die gute Sitte sind infolgedessen häufiger und fallen allgemein auf. Zur Erziehung dienen die Gattungen der Satire und der Fabel. Die Frage nach einer universalen bürgerlichen Lebensordnung beantwortet der utopische Staatsroman, die Frage nach Gott das Lehrgedicht.

Gerade die Dichter, die diese dem Bürgertum angemessenen Gattungen, vielleicht ohne tiefere Einsicht in ihre Bedeutung, pflegen, haben zuerst die Zaghaftigkeit überwunden und vertrauen auf ihre Leistung: im IV. Kap. dieser Untersuchung wurde die Selbstbewußtheit der Satiriker und z. B. Schnabels, die oft bis zur Anmaßung übertrieben wird, an einzelnen Beispielen aus ihren Vorreden aufgezeigt; im VIII. Kap.

erweisen die Vorredner zu Brockes' „Irdischem Vergnügen in Gott", welche Verehrung der Lehrdichter genießt.

Die Dichter des 4. und 5. Jahrhunderts etwa suchen für ihre Belehrung auch die untersten Volksschichten zu gewinnen; durch ihre leicht faßlichen Fabeln können sie in das Herz und den Verstand des einfachsten Menschen dringen oder durch geistliche Lieder sein Gemüt erbauen.

Sobald und wo also das Bürgertum zur Selbständigkeit gelangt ist (besonders in den Freien Städten), wendet es sich zur Aufklärung auch der anderen Stände im Dienst an der Kultur Deutschlands.

4. **GOETHE**s „Werther" ist im 18. Jahrhundert wohl das erste Werk, das über die Grenzen Deutschlands und Europas hinaus wirkt. Der Dichter hat hier aber überhaupt kein Publikum im Auge, sondern folgt nur den Gesetzen des Kunstwerks und seiner Persönlichkeit.

Gerade dadurch, daß der Dichter nur Mensch, aber in der höchsten Erfüllung, ist, daß er nur sich selbst ausspricht, kann er zu a l l e n Menschen reden, steht er in der größten Gemeinschaft, nicht nur seiner Gegenwart, sondern auch für die Zukunft. Wenn der Dichter aber sich in dieser Gemeinschaft fühlt, dann bedarf es keiner Vorrede mehr, dann wird seine Dichtung allein wirken.

GOETHE bemerkt rückschauend: bei seinem ersten Auftreten als Dichter vor der Öffentlichkeit „ward er nur allzu sehr gewahr, daß Autoren und Publikum durch eine ungeheure Kluft getrennt sind, wovon sie, zu ihrem Glück beiderseits keinen Begriff haben. Wie vergeblich daher alle Vorreden seien, hatte er schon längst eingesehen: denn je mehr man seine Absicht klar zu machen gedenkt, zu desto mehr Verwirrung gibt man Anlaß. Ferner mag ein Autor bevorworten, so viel er will, das Publikum wird immer fortfahren, die Forderungen an ihn zu machen, die er abzulehnen sucht" (Dichtung und Wahrheit, 13). Deshalb: „Ich habe die Schriften meiner ersten Jahre ohne Vorwort in die Welt gesandt, ohne auch im mindesten anzudeuten, wie es damit gemeint sei; dies geschah im Glauben an die Nation, daß sie entweder früher oder später das Vorgelegte benutzen werde" (Noten und Abhandlungen zum Diwan, Einl. d. Verf.).

Beide Äußerungen ergänzen einander. Sie besagen: Dem modernen Kunstdichter fehlt der unmittelbare Verkehr mit seinem Publikum, da dieses räumlich von ihm getrennt und über weite Gebiete zerstreut ist. Der äußeren Trennung ent-

spricht eine innere Kluft in Bezug auf Leben und Bildung; der Dichter ist nicht mehr vertraut mit seinen Lesern und ebenso umgekehrt.

Umso schwerer ist die Aufgabe, diese Kluft zu überbrücken; Vorreden sind aber dazu ganz ungeeignet, wie ihr Erfolg beweist.

Eine Überbrückung ist überhaupt nicht möglich. Wenn das Kunstwerk aber gut ist, wird es wirken, wird das Publikum es schon aufnehmen und zu verarbeiten wissen. Der Dichter muß die doppelte Überzeugung in sich tragen: sowohl, daß seine Leistung wertvoll ist, als auch, daß er ein großes, ja unbegrenztes Publikum finden wird. Dadurch gewinnt er die Gewißheit seines Wertes und Erfolgs und die Sicherheit vor dem Tadel der Kritik: „. . . an meinem ‚Werther' tadelten sie so viel, daß, wenn ich jede gescholtene Stelle hätte tilgen wollen, von dem ganzen Buche keine Zeile geblieben wäre. Allein aller Tadel schadete mir nichts, denn solche subjektive Urteile einzelner, obgleich bedeutender Männer stellten sich durch die Masse wieder ins gleiche. Wer aber nicht eine Million Leser erwartet, sollte keine Zeile schreiben" (Gespr. m. Eckermann, 12. 5. 1825, Bd. 1).

Nicht mehr ist nach dieser Auffassung dem Dichter die Wirkung anheimgegeben, insofern als er sie durch die Vorrede herbeiführen könnte, sondern sie vollzieht sich ohne Zutun des einzelnen Autors nach der Veröffentlichung des Werkes. Der Dichter gestaltet nur seine Schöpfung, ohne nach den Lesern zu fragen.[6]) Dadurch hat er gerade die sicherste Gewähr, sowohl ein wertvolles Werk zu schaffen, als auch auf einen möglichst großen, im Idealfall räumlich und zeitlich unbegrenzten Kreis von Menschen zu wirken. Wenn auf diese Weise das Publikum das Werk nicht aufnimmt und mit der Zeit innerlich verarbeitet, gibt es keinen andern Weg, beide Ziele auszugleichen; Entschuldigung des Werkes wie Aufklärung des Lesers in der Vorrede ersetzen die Eigenwirkung des Werkes nicht.

Die Vorrede geht nämlich in jedem Fall, wenn sie ernst genommen wird, aus einer Sorge und Unsicherheit des Autors hervor, indem er entweder seinem Werk oder dem Publikum nicht traut. Entweder sieht er als möglichen Grund eines Mißerfolgs, daß das Werk hinter den bisherigen Leistungen und dem allgemeinen Stand der Poesie zu seiner Zeit oder hinter

[6]) Ebenso A. Köster, Goethe und sein Publikum, Goethe-Jahrb. 29 (1908), S. 1* ff., bes. S. 7* und 9*.

den Anforderungen der verwöhnten Leser zurückbliebe; er sucht deshalb durch Entschuldigung, Verwahrung, Verteidigung, captatio benevolentiae und Bitte, den Leser zur Nachsicht zu bewegen. Oder er fürchtet umgekehrt, der Leser könnte den Anforderungen, die die Dichtung an sein Verständnis stellt, nicht gewachsen sein; deshalb leitet er ihn durch theoretische Erörterungen dazu an, indem er das veröffentlichte Werk in einen Zusammenhang stellt, der seine besondere Bedeutung klarlegen soll.

Die erste Einstellung ist im ganzen die der gelehrt-höfischen Dichter, die zweite die der bürgerlichen Dichter der Aufklärung. Im Sturm und Drang ist die Vorrede überflüssig geworden, da die Dichter keine von beiden Gefahren fürchten, die Mittel zu ihrer Vermeidung jedenfalls aber für unzureichend und vergeblich halten.

Wenn der Autor nur eines bestimmten Publikums gewiß ist, mag dieses immerhin klein sein, so erhöht sich seine Sicherheit. Solch eine zwar kleine, aber geschlossene Gemeinschaft ist z. B. die Schule. So überblickt WEISE, der in der Schule und Jugenderziehung einen Wirkungskreis fand, voller Stolz seine Lebensarbeit, nachdem er „ſein Alter nunmehr auff acht und viertzig gebracht hat“: „Weil ich ohne dem die meiſte Zeit meines Lebens in unabläßlicher Arbeit, ſo dann auch in unzehlichen Experimenten zugebracht habe, ſo werde ich den wenigen Reſt meines Lebens, den mir GOTT etwan gönnen möchte, beſſer nicht anwenden, als wenn ich meinen Nachfolgern und andern guten Freunden mit ſolchen Schrifften diene, dadurch mir ſelbſt der Weg zur Erudition und das mühſame Werck der Information einigermaſſen iſt erleichtert worden. GOTT helffe, daß unſer geliebtes Deutſchland allemahl einen guten Zugang an Perſonen behalten mag, die lernen wollen, lernen können, lernen dürffen, und die Früchte des Fleiſſes gewiß hoffen und empfinden mögen“ (2 Schau- und Lustspiele). „Die Freude meines gantzen Lebens, und der gantze Wundſch meines Glückes (ist) dahin gerichtet . . ., daß die Jugend durch anmuthige Wege fortgebracht, und durch nützliche Ubungen zu dem Nutze des Männlichen Lebens vorbereitet werde . . . ein Stat (hat) niehmals ſein Glücke auff ſo beſtändigen Fuß gegründet . . ., als wenn durch beqveme Aufferziehung allbereit der Nachwelt eine glückſelige Stütze untergeſetzet wird. . . . Gott (wolle) allenthalben Glück und Segen erhalten und mir die Gnade verleihen . . ., damit ich von Tage zu Tage etwas beſſeres unter die Feder bekomme, wodurch auch der Jugend . . . zu gutem und unverrücktem Wachsthume möchte gedienet ſeyn“ (Polit. Redner).

Solche Selbstbewußtheit und solcher Weitblick ist bei den Gelehrtendichtern um 1700 selten.

Eine Gemeinschaft, die über ganz Deutschland zerstreut ist, schafft sich zuerst Gottsched für seine wissenschaftlichen Bemühungen um die deutsche Grammatik und Stilistik. Die erste Dichtung, die Leser in ganz Deutschland findet, ist die aufklärerische Fabeldichtung, die sich an alle Stände richtet.

Der Dichter des Sturm und Drang steht jenseits all dieser Gemeinschaften; er steht aber als Mensch, als Persönlichkeit in der größten aller Gemeinschaften; die Verbindung mit dieser vermittelt allein seine Dichtung.

Überall, wo der Dichter mit der Gemeinschaft der Aufnehmenden eng verbunden ist, wo die Hörer auch in räumlicher Vereinigung und Gemeinsamkeit die Dichtung aufnehmen, bedarf es keiner Vorrede. So schreibt der homerische Sänger keine Vorrede; die Prōömien geben nur zusammenfassend den Inhalt an, sagen aber nichts über das Werk aus und haben nicht die Aufgabe, eine Verbindung mit den Hörern herzustellen. Ebenso ist es noch heute, wenn der Dichter von der Bühne herunter zu der versammelten Zuschauerschaft spricht; die Argumenta vor dem antiken Drama sind in dieser Beziehung gleichbedeutend mit den Proömien.

Ihre eigentliche Berechtigung hat also die Vorrede nur vor Werken solcher Gattungen, die die private Lektüre des einzelnen Lesers erfordern, also vor lyrischen, epischen und Romandichtungen. Trotzdem scheint man auch hier die Vorrede als Fremdkörper, als störend zu empfinden, denn bis heute pflegt der Autor die Länge seines Vorworts, wohl auch überhaupt die Anwendung zu entschuldigen, oder sucht die Vorrede in einen scherzhaften Ton oder in eine Unterhaltung einzukleiden (wie z. B. Cervantes seine Vorrede zum „Don Quijote").

Die größte Dichtung ist ein Ausgleich von Gemeinschafts- und Kunstdichtung und entsteht nur durch eine glückliche Konstellation, wenn nämlich ein bedeutendes Dichterindividuum in einer großen Gemeinschaft steht.

Eine neue Gemeinschaft wird erreicht erst im Sturm und Drang nach den Vorbereitungen der Aufklärung. Die aufklärerischen Fabeldichter suchten alle Stände des Volkes zu erreichen; die Gemeinschaft der Dichter des Sturm und Drangs ist das ganze Volk und der europäische Kulturkreis (vgl. den Erfolg von Goethes „Werther", der sogar die europäischen Grenzen überschreitet). Nicht so sehr entscheidend aber ist

die tatsächliche, nur vereinzelte, im ganzen vielleicht nicht vollkommene Verwirklichung, als vielmehr das Bewußtsein der Dichter, zu allen Menschen zu reden, das sich darin äußert, daß sie sich gerade nicht direkt an eine tatsächliche Gemeinschaft ihrer Gegenwart richten[7]), sondern nur ihr Werk gestalten. Das Verhältnis von Dichter und Publikum ist transzendiert: es braucht nicht mehr die reale geschlossene Gemeinschaft zu bestehen, in deren Versammlung der Dichter auftritt, sondern sie kann räumlich unendlich zerstreut und in der zukünftigen Zeit unbegrenzt sein, trotzdem fühlt der Dichter sich mit ihr verbunden, weil er Mensch ist.

[7]) H. Gumbel, Gemeinschaftsgebundene Dichtung und freie Dichtung; Ztschr. f. dtsche. Bildung 10 (1934), bes. S. 307.

X.

Alphabetisches Verzeichnis der durchgesehenen Vorreden.

Goedekes Grundriß. Teil [2] III geht bis § 200 einschließlich.
Teil [3] IV geht von § 201 ab.

Wo die Anführung eines Buches bei Goedeke hier fehlt, ist es bei Goedeke nicht aufgeführt.

Neudrucke sind durch * kenntlich gemacht.

Verf. u. Titel	Goedekes Grundriß §	S.	Bibl.
Abel, Sat. Ged.	194, 23, 2	284	UB Gött.
v. Abschatz, Poet. Übers. u. Ged.	193, 4, 2	271	LB Dresden
Amthor	197, 37, 2	341	StB Ffm.
v. Assig	193, 7	271	UB Gött.
Beccau, Geistl. Ged.	197, 20, 2	337	StB Ffm.
Beccau, Weltl. Poesien	197, 20, 3	337	StB Ffm.
v. Besser	198, 4	346	StB Ffm.
Bodmer, Milton-Übers.	203, 1, C, 4	10	SB Bremen
Bodmer, „Noah, 3. Gesang", Frankfurt u. Leipzig 1750			StB Ffm.
Böhlau	200, 107	374	StB Ffm.
*v. Borcke-Übers. v. Shakespeares „Julius Caesar" Neudr. her. v. M. J. Wolff, Bln. o. J.	200, 45	368	
v. Bostel, Poet. Nebenwerke	194, 20	283	UB Gött.
Brockes, Ird. Vergn., 9 Tle.	197, 42, 3	342	StB Ffm. u. Rothschild-Bibl. Ffm.
Brockes, Marino-Übers., Ausg. 1727	197, 42, 2	342	StB Ffm.

Verf. u. Titel	GGr §	S.	Bibl.
Brockes, Pope-Übers.	197, 42, 5	342	Reg. Bibl. Ansb.
Buchka, Evgl. Bußtränen	198, 39, 1, b	356	UB Gött.
v. Canitz, Nebenstd., her. v. Lange (Vorr. v. v. Canstein)	198, 2, a	346	SB Bremen
v. Canitz, Ged., her. von v. König	198, 2, k	346	Bibl. d. Germ. Sem. d. Univ. Ffm.
Castrirte Maulaffe	194, 3, 7	281	StB Ffm.
Leben Charl von Orleans: „Leben Charl von Orleans und Anibelle. Dresden u. Leipzig 1749“			StB Ffm.
Corvinus	194, 26, 1	284	StB Ffm.
Cregander, Kyau: „Merkwürdiges Leben und Thaten Des . . . General-Lieutenants . . . von Kyau . . . von Cregandern. Cölln, 1735“			StB Ffm.
Drollinger, her. von Spreng, [2] 1745	203, 3, 3	18	StB Ffm.
Eßmarch, Helikon	197, 36, 2	341	UB Gött.
Eßmarch, Sion	195, 43 197, 36, 1	295f. 340f.	UB Gött.
Feinler	194, 14, 3	283	UB Gött.
Gellert	(Sämtl. Werke, Karlsruhe 1818)		
Gleim, Scherzh. Ldr. :			
1. Teil, 1753	209, C, 6	84	LB Eutin
2. Teil, 1753	209, C, 6	85	LB Eutin
*Gottsched, Cato	199, 2, 20, a	360	
Neudr. her. von O. F. Lachmann, Leipzig (Reclam, 1885).			
Gottsched, Ged., her. v. Schwabe	199, 2, 24	361	LB Eutin
Gottsched, Dtsche. Sprachkunst, [5] 1762			Bibl. d. Germ. Sem. d. Univ. Ffm.
Gottsched, Krit. Dichtkunst, [4] 1751			
Gressel: „Die Verkehrte Welt Oder Satyrischer ROMAN von CELANDERN, Cölln 1718“			StB Ffm.
Chr. Gryphius	193, 6	271	StB Ffm.
Günther, Ged.:			
1. Teil	198, 16, 2, e	351	StB Ffm.
2. Teil	198, 16, 2, c	351	StB Ffm.
3. Teil	198, 16, 2, d	351	StB Ffm.

Verf. u. Titel	GGr §	S.	Bibl.
Günther, Lebensbeschr.: „Joh. Chr. Günthers . . . . curieuse und merckwürdige Lebens- und Reise-Beschreibung, Welche Er selbst mit poetischer Feder entworffen, und an einen guten Freund überschicket, Nebst einem Anhang Einiger von ihm verfertigten noch ungedruckten Briefe. Schweidnitz u. Leipzig 1732“			StB Ffm.
v. Hagedorn, Fabeln u. Erz.	204, 2, 20	27	SB Berlin
v. Hagedorn, Moral. Ged., [2] 1753	204, 2, 38		Rothsch.-Bibl. Ffm.
*v. Hagedorn, Nebenstd. Neudr. her. v. A. Sauer, Hall., Neud., 18./19. Jh., 10.	204, 2, 12	26	
v Hagedorn, Oden u. Lieder	204, 2, 35	28	LB Eutin
v. Haller, Schweiz. Ged. Neudr. her. v. Hirzel, Frauenfeld 1882.[1])	204, 1, C, 2, a 24		SB Berlin
Hancke, Ged., 1. Tl., Ausg. 1731 („Zweyte Aufflage“)	198, 19, 3	352	UB Tüb.
Hancke, Geistl. und moral. Ged., Ausg. „Leipzig und Breslau, 1723“	198, 19, 1	352	LB Stuttg.
*Happel, Akad. Roman Neudr. her. v. R. Schacht, Berlin (1913).	192, 38, 11	257f.	StB Ffm.
Happel, Bayr. Max	192, 38, 14	258	UB Gött.
Happel, Christl. Potent. Kriegsroman	192, 38, 3	257	UB Gött.
Happel, Ungar. Kriegsrom., 6 Teile	192, 38, 6	257	UB Gött.
Henrici, „Vierte Auflage, Leipzig, 1748“	198, 18, 4	352	StB Ffm.
Heraeus, Verm. Nebenarb.	198, 8, 2	348	UB Gött.
Hochgesang	212, 1	106	LB Karlsr.
Hunold, Akad. Nebenstd. [1] 1713	197, 12, 12	335	StB Ffm.
Hunold, Edle Bemühung	197, 12, 2	335	UB Gött.
Hunold, Theatr.... Ged. [1] 1706	197, 12, 10	335	UB Gött.

*Klopstock, Messias:
Ausg. 1751, Widmungsode an König Friedrich V. von Dänemark und Vorrede in: Klopstock, Oden u. Epigramme, her. v. Gruber, 1. Bd., S. 87.

[1]) Darin S. 241 ff. Aufzählung der Ausgaben und Neudruck der Vorreden zu den späteren Auflagen.

Verf. u. Titel	GGr §	S.	Bibl.
v. König, Ged.	198, 5, 24	347	StB Ffm.
v. König, Theatr.... Ged.	198, 5, 5	346	SB Bremen
Kongehl, Lustquartier	193, 21, 13	274	UB Gött.
Kongehl, Zypressenhain	193, 21, 12	274	UB Gött.
Lpz. Avanturieur	192, II, 53	264	StB Ffm.
*Lessing, sämtl. hier behandelte Ausg. v. Lachmann u. Muncker,	Vorr. in: 4. bis 6. Bd.		
Lichtwer, Aesop. Fabeln, [1] 1748	210, 5, 1, a	93	LB Kassel
Lindner, Dtsche. Ged. u. Übers.	198, 21, 20	353	UB Gött.
*Liscow	205, 1, 1	36	StB Ffm.
Vorrede in: Neudr. KDNL 44, Bremer Beiträger II, her. v. Muncker, S. 49 ff.			
v. Loen, Rivera, Ausg. „Franckfurth am Mayn / MDCCXLII“	198, 10	348	StB Ffm.
v. Lohenstein, Blumen: in der Ausg. von Lohensteins sämtl. Schriften (ohne gemeinsames Titelblatt)	192, 2, 8	270	StB Ffm.
v. Lohenstein, Ibrahim Bassa	193, 2, 4	270	StB Ffm.
Lustige Ges.: „Die Lustige Gesellschafft Hoch - Adelicher Personen. Frankfurt am Mayn und Leipzig / 1745“			StB Ffm.
Männling	193, 9	272	UB Gött.
Gg. Fr. Meier, Anfangsgründe, 3 Teile	202, 4, 1	6	StB Worms
Meier, Türk. Asterie	192, 53, 5	260	LB Wolfenb.
Melissus, Salinde: „Die galante und liebenswürdige Salinde Oder Academischer Liebes Roman, . . von Melisso. Franckfurt u. Leipzig, 1744“			StB Ffm.
Menke, Ernsthafte Ged.	198, 14, 3	350	StB Ffm.
Menke, Galante Ged.	198, 14, 1	349	StB Ffm.
Menke, Scherzhafte Ged.	198, 14, 2	350	StB Ffm.
Mühlpforth, Dtsche. Ged. Ausg. 1698[2])	193, 3	271	LB Wiesb.
Neuer Vorrat: „Etwas vor alle Menschen / das ist / Neuer			StB Ffm.

[2]) Fehlt im Goedeke.

Verf. u. Titel	GGr §	S.	Bibl.
Vorrath allerhand recht curiöser auch in beliebtem Schertz die sonst bitter eingehende Wahrheit vorstellender Gedichte / . . . In der Poetischen Cammer Druckerey / 1709“			StB Ffm.
Neukirch, Anweisung zu deutschen Briefen	198, 13, 1	349	LB Dresden
Neukirch, Ged., her. v. Gottsched	198, 13, 4	349	LB Wiesb.
Neukirch, Sat., [2] 1757	198, 13, 2	349	LB Wiesb.
Neukirch, Telemach, 3 Tle. Ausg. „Berlin und Potsdam, 1738“	198, 13, 3	349	Bibl. d. Germ. Sem. d. Univ. Ffm.
Pasquino, Kaffeehaus, „Das Verderbliche Caffee Hauß ... Von PASQUINO, 1703“			StB Ffm.
Pernauer, Oronce u. Eugenie	192, 50, 1	259	UB Gött.
Pernauer, Pharamund, 12 Bde. Ausg. „Nürnberg ...1729“[3])	192, 50, 2	259	SB Münch.
Pfeffer, Poet. Erquickstd. 2 Tle.	195, 73, 2	301	StB. Hambg.
Pietsch, her. v. Bock	198, 7, 2	348	StB Ffm. UB Gött.
Pietsch, her. v. Gottsched	198, 7, 1	348	UB Gött.
Polimon, Emma und Eginhard: „Der Durch die Gewalt der Liebe in der Person Der Durchlauchtigsten Prinzeßin Emma Höchst beglückseeligte SECRETARIUS Eginhard, Der galanten Welt ... vorgestellet von Polimon. Franckfurt und Leipzig. 1749“			StB Ffm.
Postel, Wittekind, her. v. Weichmann	197, 7, 25	334	UB Gött.
*Pyra u. Lange, her. v. Lange (Vorr. zu [1] von Bodmer)	203, 7, 1	21	
Neudr. her. v. A. Sauer, Hall.	Neudr. 18./19. Jh., 21.		
J. G. Rabener, Lehrged.	194, 19	283	UB Gött.
Rabener, Sat.	(4 Tle., Lpz. 1763).		
v. Reinbaben	194, 27	285	StB Erfurt

[3]) Diese Ausgabe nicht verzeichnet.

Verf. u. Titel	GGr §	S.	Bibl.
Reichard	204, 29, 3	34	StB Ffm.
*Chr. Reuter, Schelmuffsky [1] 1696 Neudr. her. v. Schullerus, Hall. Neudr. 16./17. Jh., 57—59; her. v. Witkowski, (Insel-Verl.), Leipzig, 1916.			StB Ffm.
Riederer	193, 30, 1	276	UB Gött.
Ringwald: „Vom getreuen Eckard / ... in feine Reime verfasset Durch BARTHOLOMÄUM Ringwald /Pfarrer..Magdeburg/..1698“			StB Ffm.
Rost, Lpz. Landkutsche	192, 61, 19	262	StB Ffm.
*J. E. Schlegel Neudr. her. v. Antoniewicz, Hall. Neudr. 18./19. Jh., 26.			
Schles. Helikon 2 Tle.	193, Samml., 1 u. 2	276	StB. Ffm.
Schnabel, Kavalier [1] 1738	192, 58, a	264	StB Ffm.
*Schnabel, Felsenburg Neudr. her. v. Ullrich, Hall. Neudr. 18./19. Jh., 108/20, her. v. F. Brüggemann, DL Reihe Aufklärung, Bd. 4,(Reclam) Lpz. 1931.			
Stockmann	195, 20	289	UB Gött.
Stoppe, Fabeln	198, 20, 5	352	
1. Tl., Ausg. „Breßlau, 1738“ Ausg. 1740 2. Tl.			StB Ffm. UB Gött. StB Ffm.
Stoppe, Parnaß im Sättler	198, 20, 3	352	UB Gött.
Sucro, Lehrged. u. Fab.	204, 4, 1	28	LB Eutin
Suschke, Passions-Blumen	195, 104, 1	310	UB Gött.
Suschke, Poet. Blumen	195, 104, 2	310	UB Gött.
Triller, Äsop. Fabeln	198, 22, 2	353f.	StB Ffm.
v. Uffenbach	197, 22, 2	337	StB Ffm.
Unglücksel. Hirt	192, 44	258	StB Ffm.
Weber, Poet. Lustkinder	194, 21, 1	283	UB Gött.
Weichmann, Poesie der Niedersachsen 1. Tl. 1725 2. Tl. 1732 3. Tl. 1726 4. Tl. (1732)	197, 53, a—d	344	StB Ffm.
Chr. Weise, Curiöse Gedanken v. dtsch. Briefen	194, 1, 22	279	StB Ffm.

Verf. u. Titel	GGr §	S.	Bibl.
*Chr. Weise, 3 Erznarren Neudr. her. v. W. Braune, Hall. Neudr. 16./17. Jh., 12—14.			
Chr. Weise, 3 Hauptverderber			StB Ffm.
Chr. Weise, 3 klügsten Leute	194, 1, 4, b	279	StB. Ffm.
Chr. Weise, Polit. Näscher „Zum dritten mahl gedruckt. Leipzig 1678".	194, 6	279	Murh. Bibl. Kassel.
Chr. Weise, Polit. Redner [1] 1677	194, 1, 8	279	LB Dresden
Chr. Weise, Reife Gedanken	194, 1, 14	279	UB Gött.
*Chr. Weise, Übfl. Ged. Neudr. her. von v. Waldberg, Hall. Neudr. 16./17. Jh., 242—245.			
Chr. Weise, Väterl. Testam.	194, 1, 18	279	StB Ffm.
Chr. Weise, 2 Schau- u. Lustspiele „vom Keuschen Joseph und der Unvergnügten Seele" [1] 1690	194, 1, 20	279	StB Ffm.
Weißenborn, Poet. Frühlingslust	194, 25, 1	284	UB Gött.
Wentzel, Lorbeerhain Wentzel, Zypressenhain	198, 9, 3	348	UB Gött.
Werlhof, her. von v. Haller	204, 20	32	StB Ffm.
Wernicke, Epigramme [1] 1697	197, 33, 2	340	StB Ffm.
Ausg. 1704	197, 33, 5	340	UB Gött.
Neudr. her. v. Pechel, Palaestra 71, Bln. 1909.			
Wesenigk: „Das Spiel-süchtige... POLY-SIGMA der Bösen Spiel-Sieben/... von Georgio Wesenigk / Pfarrern... DRESDEN/..."			StB Ffm.
Wiedemann	194, 18	283	StB Ffm.
v. Winkler, Edelmann	192, 57	260	StB Ffm.
Wircker, Märkische Neun Musen	194, 22	283f.	StB Ffm.
Zernitz	206, 10	74	LB Eutin
*v. Ziegler, Asiat. Banise Neudr. her. v. Bobertag, KDNL 37.			
v. Ziegler, Histor. Labyrinth [2] 1731	192, 51, 3	259	LB Dresden
v. Ziegler, Tägl. Schauplatz Ausg. 1695[4])	192, 51, 2	259	SB Bremen

[4]) Diese Ausgabe nicht verzeichnet, doch s. E. Schmidt, ADB. 45, 169.

Lebenslauf.

Ich bin geboren am 3. Mai 1912 zu Neu-Isenburg bei Frankfurt am Main als Sohn des Kaufmanns Friedrich Riefstahl; ich bin evangelischer Konfession. Nach zweijährigem Privatunterricht besuchte ich neun Jahre lang das Kaiser Wilhelms-Gymnasium zu Frankfurt am Main und bestand dort Ostern 1929 die Reifeprüfung.

Seit Sommersemester 1929 studiere ich an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität zu Frankfurt a. M. Germanistik, Klassische und Romanische Philologie. Ich hörte Vorlesungen und beteiligte mich an Seminaren und Übungen bei folgenden Herren Dozenten: Germanistik: Schultz, Schwietering, Naumann, Holthausen, Sommerfeld, Gumbel, Kommerell, Weisweiler; Klass. Philologie: W. F. Otto, Reinhardt, M. Gelzer, Altheim; Romanische Philologie: Lommatzsch, Friedwagner, Hatzfeld, Milléquant, Vernay; Philosophie: Tillich, Burckhardt, Horkheimer, Krüger, Grebe; Mittellateinische Philologie: Schumann.

Diese Dissertation wurde angeregt und ging hervor aus einem Referat in Übungen bei Herrn Prof. Sommerfeld, unter dessen Leitung sie in der ersten Hälfte der Ausführung stand; sie wurde dann weitergeführt bei Herrn Prof. Schultz. Beiden Herren bin ich zu großem Dank verpflichtet.

Hermann Riefstahl.